

Ausgabe 1/2021



# *Lebendige Vielfalt im Westerzgebirge*

**Wald und Wild in bewegten Zeiten**

**Naturwald - Natur Natur sein lassen**

**Wie sieht der Wald der Zukunft aus?**

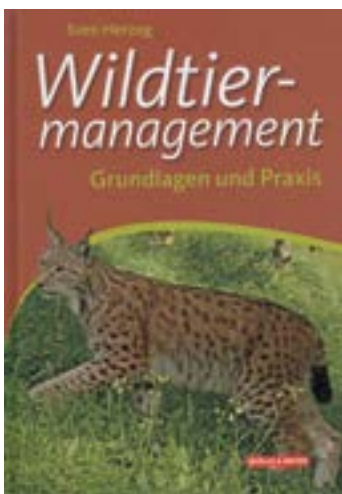
**Der Wald - Mehr als lauter Bäume**

**Mehr Natur in Dorf und Stadt**



Die in diesem Band vereinten Beiträge von 36 renommierten Autoren beschäftigen sich mit der aktuellen Situation des Waldes in Deutschland und setzen sich kritisch mit den verfehlten Forstpraktiken auseinander. Eine Art Weckruf an Gesellschaft und Politik, die schon lange überfällige Waldwende auf den Weg zu bringen. Es geht um Waldwirtschaft, das Ökosystem Wald, um Wald im Klimawandel, Naturwälder, Waldnaturschutz, Baumartenwahl etc. Das Thema Wald in all seinen Facetten wird weitgehend abgedeckt. Schade ist es allerdings, dass in dieser umfangreichen Zusammenstellung scheinbar kein Platz mehr war für wenigstens einen Beitrag, der sich mit dem durchaus wesentlichen und konfliktträchtigen Zusammenspiel von Wald und Wild angemessen beschäftigt, sondern dieses nur hin und wieder beiläufig in Nebensätzen erwähnt wird. Sehr bedauerlich, denn damit wurde eine Chance zu einer differenzierten Betrachtung des komplexen Problems und zur Darstellung von möglichen Konfliktlösungen vertan. Insgesamt aber liegt ein sehr lesenswertes Buch für alle vor, die sich für den Wald, seine Probleme und seine immense Bedeutung für uns Menschen interessieren und sich auf den aktuellen Stand der Diskussion bringen lassen wollen.

Knapp, Hans Dieter, Klaus, Siegfried, Fährer, Lutz (Hrsg.) (2021): Der Holzweg. Wald im Widerstreit der Interessen. oekom Verlag, 480 Seiten, 39,00 €



Das Lehrbuch vermittelt die Grundlagen und Werkzeuge des Wildtiermanagements, u.a. im Wald, in der Agrarlandschaft, in Gewässern und in großen Schutzgebieten. Die dabei auftretenden Konflikte und die unterschiedlichen Perspektiven betroffener Interessengruppen und beteiligter Akteure wie Jägern, Förstern und Naturschützern werden anhand von vielen Beispielen aus der Praxis ausführlich behandelt und dabei Lösungsansätze aufgezeigt und diskutiert. Dabei machen sich die langjährigen Erfahrungen des Autors in Wissenschaft und Praxis bezahlt. Durch die Fülle der Themen wie Bestandserfassungen, Um- und Ansiedlungen, Schutzgebiete, Verkehrswege, Notzeitfütterungen oder Präventionsmaßnahmen bei vom Aussterben bedrohten Tierarten bietet es einen umfassenden Einstieg in die komplexe Thematik des Wildtiermanagements. Es regt den Leser dazu an, unseren Umgang mit Wildtieren ständig zu hinterfragen und neu zu überdenken. Angesichts der derzeit oft kontroversen Diskussionen zum Thema Wald und Wild kann der Anhang zu Moderation und Mediation sehr hilfreich sein.

Insgesamt eine gelungene und breit gefächerte Einführung in ein interessantes und zunehmend wichtiges Thema für Jäger, Förster, Naturschützer, Studenten und alle, die sich mit unseren heimischen Wildtieren beschäftigen.

Sven Herzog (2019): Wildtiermanagement: Grundlagen und Praxis. Quelle & Meyer, 264 S., 39,95 €



Natur kann heilsam sein, zumindest solange sie selbst noch einigermaßen „heil“ ist. Das zeigt uns Richard Mabey (geb. 1941), der als Neubegründer des englischen Nature Writing gilt, in seinem hinreißenden Buch. Erschienen ist es in der gewohnt schön ausgestatteten Reihe „Naturkunden“, in der schon einige Autoren aus England zu Wort kamen, wo diese Art der Belletristik eine erheblich wichtigere Rolle spielt als bei uns. Mabey schildert, wie ihn eine schwere Depression in die Isolation führt, in der selbst die vertraute und geliebte Natur nur noch leere Kulisse ist und keinen Trost mehr spendet. Er verlässt seine Heimat und erwartet in einer von Dauerregen, Sümpfen und industrieller Landwirtschaft geprägten Umgebung sehnsüchtig den Frühling. Erst als endlich die ersten Mauersegler und Mehlschwalben am Himmel auftauchen, ist er bereit, sich mit der Natur und den Menschen zu versöhnen. Richard Mabey geht in den poetischen Beschreibungen einer Kulturlandschaft der Frage nach, welcher Platz dem Menschen in der von ihm verkehrten Natur zukommt. Die Liebe zum Lebendigen durchzieht dieses Buch mit seinen eindrucksvollen Naturschilderungen wie ein roter Faden, an dem man sich festhalten kann.

Richard Mabey (2018): Die Heilkraft der Natur. Matthes & Seitz, 245 Seiten, 28,00 €

## Inhalt

### Titelthema

- 4 Wald und Wild in bewegten Zeiten
- 10 Naturwald - Natur Natur sein lassen
- 14 Interview mit Stefan Schusser
- 16 Interview mit Prof. Dr. Dr. Sven Herzog
- 18 Wie sieht der Wald der Zukunft aus?
- 20 Der Wald - Mehr als lauter Bäume
- 22 Adresse - Alte Baumhöhle Nummer 7

### Aus unserer Arbeit

- 24 Mehr Natur in Dorf und Stadt
- 25 Veranstaltungsreihe zur biologischen Vielfalt

### Allgemeines

- 2 Literaturhinweise
- 3 Editorial, Impressum
- 26 Wildtiere im Portrait
- 28 Quiz: Tierspuren

Diese Zeitschrift wurde über ELER gefördert. Zuständig für die Durchführung der ELER-Förderung im Freistaat Sachsen ist das Staatsministerium für Energie, Klima, Umwelt und Landwirtschaft (SMEKUL), Referat Förderstrategie, ELER-Verwaltungsbehörde.



Liebe Leserinnen und Leser,

auch beim Erscheinen dieser ersten Ausgabe im Jahr 2021 ist Corona das bestimmende Thema, eigentlich das einzige, was uns überhaupt noch von Bedeutung zu sein scheint, so hat man zumindest manchmal den Eindruck. Aber wir alle täuschen uns gerne und tun das auch in diesem Fall wieder, denn die eigentlich schwerwiegendsten Probleme der heutigen Zeit, der Klimawandel und der Rückgang der biologischen Vielfalt, die machen keine Pause, die werden immer drängender und laufen uns nicht davon, sondern rennen förmlich auf uns zu. Aber auch wenn eine solche Behauptung derzeit eher nebensächlich, etwas merkwürdig und vielleicht sogar ziemlich weltfremd erscheinen mag, macht sie das nicht weniger wahr.

Und ausgerechnet der Wald ruft uns das immer häufiger in Erinnerung, ausgerechnet er, der landläufig als Fels in der Brandung, als Hochburg der Biodiversität gilt, liefert uns schau-



Foto: Jan Gläßer

derhafte Bilder, ausgerechnet der Wald, der Sehnsuchtsort der Deutschen, schwächelt bedenklich und scheint in die Knie zu gehen. Kaum haben wir die Schreckensmeldungen aus dem Offenland, den Rückgang der Insekten, der Vögel und der Amphibien angesichts anderer Sorgen schon so gut wie vergessen, spielt der Wald verrückt und fleht um unsere Hilfe.

Aber ist er da an der richtigen Adresse? Hat er die eigentlich nötig oder ist es eher umgedreht? Sind wir überhaupt dazu in der Lage, wirksame Maßnahmen hin zu einem zukunftsfähigen Lebensraum Wald einzuleiten? Schaut man in die Geschichte, kann man daran seine Zweifel haben. Und auch die Palette der aktuellen Vorschläge zur Rettung des Waldes ist breit und widersprüchlich, kommt einem eher vor wie die Fahrt nach irgendwo oder ein Stochern im Nebel. Zumindest einen Sündenbock für das Elend im Wald scheinen wir aber schon mal gefunden zu haben, nämlich Reh, Hirsch und Co. „An die Waffen!“, „Der Wald kann nur mit dem Gewehr gerettet werden.“ So lauten die kriegerischen Worte, mit denen man deren Dezimierung von verschiedenen Seiten her fordert. Merkwürdige Parolen in Zeiten, in denen der Tierschutz als Staatsaufgabe im Grundgesetz Eingang gefunden hat. Dass mancherorts die Bestände der wildlebenden Pflanzenfresser zu hoch sind, bestreitet ja niemand. Aber es gibt eben auch die gegenteiligen Fälle. So einfach ist die Sache am Ende eben nicht. Und selbst in der Not heiligt der Zweck nicht alle Mittel. Man sollte die Dinge also differenziert und mit Augenmaß betrachten.

Wald und Wild ist also ein heißes Thema und steht im Mittelpunkt dieses Heftes. Und Sie werden an den einleitenden Worten schon unschwer erkannt haben, dass für uns der Wald eine Lebensgemeinschaft ist und solche Sätze wie „Wald vor Wild“ aus ökologischer und ethischer Sicht der reine Unsinn und nicht mehr zeitgemäß sind. Dies schließt aber leider keineswegs aus,

dass sie derzeit in Theorie und Praxis eine durchaus gewichtige Rolle spielen.

Natürlich versuchen wir auch in dieser Ausgabe wieder, den Bezug zur Region recht eng zu halten. Der Wald im Erzgebirge ist im Vergleich zu anderen Gegenden in den letzten Jahren ja noch recht glimpflich davongekommen. Auch hat Sachsenforst beim Waldumbau zu naturnäheren Wäldern in den letzten Jahrzehnten unbestritten einen guten Job und große Fortschritte gemacht, gut erkennbar am Bild vieler unserer Wälder. Das verdient Anerkennung. Die Kehrseite der Medaille ist allerdings auch schwer zu übersehen. Die damit einhergehende intensive Bejagung hat dazu geführt, dass man Wild nur noch äußerst selten zu sehen und zu hören bekommt und Rotwild stark zurückgegangen ist. Wir freuen uns sehr, dass sich zwei ausgesprochene Experten bereit erklärt haben, unsere Fragen zu diesen kontrovers diskutierten Themen zu beantworten: Der Leiter des Forstbezirks Eibenstock Stefan Schusser und der Wildbiologe Sven Herzog von der TU Dresden.

Aber nicht nur um Bäume, Hirsche und Rehe geht es in diesem Heft. Sie können uns auch auf einen Friedhof mit nicht ganz echten Vampiren oder in die Welt der Pilze mit einem echten Pilzexperten begleiten. Und sollten Sie irgendwann das seltene Glück haben und der Spur eines Tieres begegnen, dann wissen Sie ab jetzt auch, um welches „Ungeheuer“ es sich dabei handelt. Vielleicht können wir Sie ein wenig ins Grübeln bringen und einiges vermitteln, das Ihnen hilfreich sein kann beim nächsten Gang durch die erzgebirgischen Wälder. Dann hätten wir unser Ziel erreicht. Hoffen wir auf bessere Zeiten für den Wald, für seine Bewohner und seine Besucher!

Karolin Prott, Constanze Schwabe  
Landschaftspflegeverband West erzgebirge e.V.  
Matthias Scheffler  
NABU Aue-Schwarzenberg e.V.

## Impressum

„Lebendige Vielfalt im West erzgebirge“ erscheint in loser Folge

Herausgeber  
Landschaftspflegeverband West erzgebirge e.V.  
Dorfstraße 48  
08289 Schneeberg OT Lindenau  
Tel. 03772 24879 / Fax 03772 395581  
lpv\_west erzgebirge@t-online.de  
www.lpvwest erzgebirge.de  
www.natur-im-erzgebirge.de

NABU Aue-Schwarzenberg e.V.  
Türkstraße 8  
08321 Zschorlau  
Tel. 03771 458167  
scheffler\_matthias@t-online.de  
www.naturherberge.de

Redaktion  
Karolin Prott, Constanze Schwabe, Matthias Scheffler

Titelbild  
Rothirsch, Foto: Jan Gläßer

Herstellung  
Druckerei Rockstroh, Aue

Auflage  
2.000

Redaktionsschluss  
30.05.2021

Alle in der Zeitschrift enthaltenen Beiträge sowie Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Veröffentlichung bedarf der Zustimmung der Herausgeber.



# Wald und Wild in bewegten Zeiten

## Der Wald als Lebensgemeinschaft und komplexes Ökosystem



Foto: Karolin Prött

*„Der Mensch schafft durch seine Eingriffe in die Natur – bewusst oder unbewusst – Lebensräume, und die jeweilige wirtschaftliche und soziale Lage sowie die vorherrschenden Denkhaltungen und Geistesströmungen bestimmen, wie diese Lebensräume aussehen. Die Erhaltung und der Schutz einer Tierart ist in Mitteleuropa also im Grunde genommen zunächst viel mehr die Frage einer Geisteshaltung als eine Frage der Ökologie.“*  
Hubert Zeiler, „Auerwild. Leben. Lebensraum. Jagd.“

### Einleitung

Stürme machen schon seit vielen Jahren in regelmäßigen Abständen darauf aufmerksam, dass die Nadelholzmonokulturen der Gegenwart, die heute immer noch unsere Waldflächen dominieren, den dramatischer werdenden Naturgewalten der



Auf dem Kamm des Westerzgebirges 2006, Foto: Matthias Scheffler  
Zukunft vermutlich nicht gewachsen sein werden. Die letzten drei trockensten, warmen Jahre haben uns insbesondere die Anfälligkeit unserer Wälder für Trockenheit und Insektenbefall vor Augen geführt und nicht nur die der Nadelbäume, auch manche Laubbäume schwächeln bedenklich. Das wusste man im Grunde auch alles vorher schon. Aber wie so oft braucht es manchmal den Wink mit dem Zaunpfahl, damit uns die Dinge klar und deutlich bewusst werden und endlich zum Handeln

und Gegensteuern bewegen. Man tut angesichts der ungewissen Entwicklungen also gut daran, sich mit dem Zustand des Waldes und den Möglichkeiten seiner „Heilung“ intensiv zu beschäftigen, wenn er seinen vielfältigen und immer wichtiger werdenden Rollen gerecht werden soll: Als intaktes Ökosystem mit hohem Wert für die biologische Vielfalt, als wohltuender Erholungsort für uns Menschen und als unverzichtbare Nutzfläche zur Gewinnung des wertvollen Rohstoffes Holz. Dabei sollten wir uns aber auch vor Augen halten, dass - wie bei anderen Lebensräumen auch - die Probleme des Waldes nicht von ihm selbst, sondern von uns Menschen verursacht sind. Vor allem die jetzt schwächelnden Nadelholzmonokulturen sind nicht vom Himmel gefallen. Es kann deshalb nicht schaden, noch einen kurzen Blick in die Geschichte zu werfen: Wo liegen eigentlich die Gründe, warum die Forstwirtschaft und die Gesellschaft von heute vor solchen Problemen stehen? Vielleicht könnte uns das ja ein wenig helfen, früher gemachte Fehler nicht zu wiederholen und damit zumindest die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, dass sich unsere Nachkommen in 100 oder 200 Jahren nicht vor noch schwerer lösbare Probleme gestellt sehen als wir heute.

### Ein Blick zurück

Rein ökonomische, wirtschaftliche Gründe waren es, die uns diese Dominanz der Fichten- oder Kiefernwälder beschert haben. Die Wälder sahen ja von Haus aus völlig anders aus, aber zum Ausgang des Mittelalters waren diese ursprünglich vorwiegend gemischten Wälder weitgehend ruiniert. Vor allem der enorme Holzbedarf von Bergbau und Industrie und auch die Waldnutzung durch die Bevölkerung hatten die Wälder abgewirtschaftet. Und der Holz hunger war weiterhin hoch. Im Grunde blieb damals gar keine andere Lösung als die Aufforstung mit den schnell wachsenden, für viele Zwecke verwendbaren Nadelbäumen, den Brotbäumen der Förster, wie man so schön sagt. Und eigentlich haben wir es Dampfmaschine und Co, Kohle, Erdöl und anderen fossilen Rohstoffen - also unter anderem den Wäldern aus ferner Vergangenheit - zu verdanken, dass heute in unseren Landschaften mehr Bäume stehen als im Mittelmeerraum. Das Leben auf Pump hat schon damals den Wald gerettet. Auch in der Folgezeit, wo man schon eher die Wahl gehabt hätte, hielt man beharrlich daran fest, Nadelbäume großflächig in Reinkultur in die Landschaft zu stellen und sie bei Hiebreife auf einen Ritt per Kahlschlag zu ernten. Die Holzfabrik war geboren und bis heute ist sie in



Blick vom Auersberg, Foto: Matthias Scheffler

Betrieb. Man ignorierte erste warnende Stimmen wie die von Alfred Möller (1860-1922), einem der Vordenker der ökologischen Waldwirtschaft. Die Versuche, solche Ideen in die Praxis umzusetzen, blieben spärlich und marginal. Ihnen verdanken wir aber einige der schönsten und stabilsten Mischwälder, die sich heute in Deutschland finden. Auch die beiden Weltkriege und die Nachkriegszeiten gingen stark zu Lasten des Waldes. Die Altersklassenwirtschaft blieb gängige und dominierende Praxis und noch heute fällt es so manchem schwer, sich von ihr zu verabschieden.

Mit einem gewissen Stolz wird heute von der Forstwirtschaft gerne hervorgehoben, dass der Begriff Nachhaltigkeit eine Erfindung von ihr ist. Das mag sogar stimmen. Aber es war eine recht einseitige, rein ökonomisch orientierte „Nachhaltigkeit“, die Hans Carl von Carlowitz (1645-1714), der Oberberghauptmann des Erzgebirges, und später Heinrich Cotta (1763-1844), Begründer der modernen, nachhaltigen Forstwirtschaft, damals im Auge hatten. Es sollte so viel Holz nachwachsen wie geerntet wurde oder umgedreht. Genau darum ging es damals bei der forstlichen Nachhaltigkeit. Um nicht weniger, aber auch nicht um mehr. Es gelang derzeit sogar, die alten Nutzungsrechte der Bevölkerung aufzuheben oder einzuschränken. Übrig blieben bei der Nutzung des Waldes zunehmend nur noch die Forstwirtschaft und die Jagd. Von sozialen oder gar ökologischen Gesichtspunkten, wie sie heute beim Begriff Nachhaltigkeit so gerne ins Feld geführt werden, konnte keine Rede sein.

Und wie steht es heute? Die Ökologie ist in aller Munde, vom Erhalt der Biodiversität allenthalben zu hören. Mahnende Stimmen fordern auch derzeit wieder, den Wald als Ökosystem mit seinen ungeheuren Wohlfahrtswirkungen für uns Menschen und für eine vielfältige Tier- und Pflanzenwelt in den Mittelpunkt aller Bemühungen zu stellen und ihn nicht wie in der Vergangenheit vorwiegend als Produktionsstätte zu sehen. Aber werden sie auch vernommen geschweige denn erhört? Skepsis ist durchaus angebracht.

### Der Wald und seine Bewirtschaftung

Sachsenforst favorisiert momentan das sogenannte integrative Modell des Waldbaus. Das Ziel ist ein möglichst flächendeckender Hochwald mit strukturreichem Unterwuchs und weitgehend geschlossenem Kronendach, ein gemischter Wald mit möglichst vielen der am jeweiligen Standort natürlich vorkommenden Baumarten. Diese häufig als naturgemäßer Waldbau oder auch als Dauerwald bezeichnete Form der Waldbewirtschaftung sollte durchaus die flächenmäßig dominierende Form



Foto: Matthias Scheffler

der Waldbewirtschaftung sein. Denn sie fördert die natürliche Waldverjüngung und scheint aus gegenwärtiger Sicht den Vorstellungen vom Wald der Zukunft mit seinen vielfältigen Funk-

tionen recht gut gerecht zu werden, nämlich: Erhalt der biologischen Vielfalt, Klimaschutz, Bodenschutz, Wasserrückhaltung, stabiles Ökosystem, Holzgewinnung und Erholungsraum. Allerdings nur, wenn dabei Naturschutzaspekte wie ein hoher Altholzanteil, die Belassung von Biotopbäumen, liegendem und stehendem Totholz usw. nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis ausreichend Berücksichtigung finden. Dennoch sollte man versuchen, nicht in die Falle der Einseitigkeit zu tappen, wie so oft in der Waldbaugeschichte. Auch dieser Form des Waldbaus liegt letztendlich ein mehr oder weniger statisches Konzept zu Grunde und zudem werden die entscheidenden, besonders artenreichen Alters- und Zerfallsphasen der Wälder auch mit diesem Verfahren nicht erreicht. Auch die wieder völlig anders gearteten Jugendphasen ergeben sich eigentlich nur durch „Zufall“, nämlich durch Schadereignisse wie Stürme oder Insektenkalamitäten, aber auch nur dann, wenn man die betroffenen Flächen nicht beräumt und aufpflanzt, sondern der natürlichen Sukzession überlässt. Es müssen Möglichkeiten gefunden werden, wie die Bedürfnisse der in diesen Phasen lebenden Arten auch in die forstlichen Wirtschaftsabläufe integriert werden können. Kein Waldbewirtschaftungssystem kann die volle Bandbreite natürlicher Lebensräume bereitstellen, keine Lehre kann für sich beanspruchen, sie sei der einzig wahre Weg zum Erhalt der biologischen Vielfalt im Wald. Nur eine Kombination vieler verschiedener Verjüngungs- bzw. Nutzungsverfahren kommt am Ende den natürlichen Abläufen der Waldentwicklung einigermaßen nahe. Deshalb muss dieser integrative Ansatz - neben den besonders wichtigen, in ausreichendem Umfang nicht bewirtschafteten Wäldern (siehe Artikel „Naturwald – Natur Natur sein lassen“) - durch Formen der Waldbewirtschaftung ergänzt werden, bei denen zusätzliche Gesichtspunkte Berücksichtigung finden oder im Mittelpunkt stehen:

- spezifische Artenschutzaspekte (z.B. Schutz von Arten mit speziellen Ansprüchen wie Birkhuhn, Ziegenmelker)
- Erhalt und Entwicklung gefährdeter Waldformationen
- Erhalt oder Wiederherstellung historischer Formen der Waldbewirtschaftung wie Niederwald, Mittelwald und Hutewald
- Nutzung verschiedener Formen der Holzernte, Waldverjüngung und Waldgestaltung wie Plenterschlag, Femelschlag, Schirmschlag, Saumschlag sowie deren Kombination.

Vielfalt in den Waldbaumethoden führt zu einer höheren Strukturvielfalt und mehr Grenzlinien sowie einer größeren Vielfalt an unterschiedlichen Standortbedingungen (Lichteinfall, Walddinnenklima etc.) innerhalb der Wälder und damit zu einem erheblich höheren Artenreichtum. Viele Arten sind auf lichte, strukturreiche Wälder und Waldbereiche, auf Grenzlinien, Säume und Ränder angewiesen und finden in Wäldern mit hohem Kronenschlussgrad kein Auskommen. Randstrukturen gehören zu den arten- und nahrungsreichsten Bestandteilen des Waldes



Birkhuhnbalz, Foto: Jan Gläßer

und sind unerlässlich für das Überleben von Waldrand- und Lückenliebhabern wie Waldameisen, Waldeidechse, Kreuzotter, Eulen, Auer- und Birkhuhn, um nur einige Beispiele zu nen-

nen. Dabei sollten aus unserer Sicht bei fachlicher Notwendigkeit auch kleinere „Kahlschläge“ (Beispiel Birkhuhn) nicht von vornherein verteufelt werden. Natürlich nicht in den aus der Vergangenheit bekannten katastrophalen Auswüchsen. Eine wesentliche Rolle – auch bei der besseren Verknüpfung von Wald und Offenland – spielen die Waldinnen- und Waldaußenränder. Hier müssen die durchaus guten Ansätze der letzten Jahrzehnte zu mehr Naturnähe und Strukturvielfalt fortgeführt und verstärkt werden.



Foto: Jan Gläßer

Der zunehmende Einsatz schwerer Forsttechnik (Harvester, Forwarder) kann einem durchaus Bauchschmerzen bereiten. Ähnlich negative Auswirkungen wie bei Großtechnik im Offenland sind die logische Folge. Die Waldbilder, die einem nach deren Einsatz erwarten, sind vor allem bei ungünstiger Witterung teils deprimierend. Die dadurch verursachten Schäden am Wald, selbst unter günstigen Bedingungen, insbesondere die Schädigung der sehr sensiblen Böden sind immens. Die dazu erforderlichen Rückegassen, die im Grunde genommen den Wald dann regelmäßig wie ein Gitternetz überziehen, sind 4 m breit, der Abstand zwischen ihnen liegt zwischen 20 und 40 m. Man fühlt sich unweigerlich ein wenig an den Feldbau erinnert. Damit gehen nebenbei bemerkt 10 bis 20 % der für das Aufwachsen von Bäumen zur Verfügung stehenden Fläche verloren. Noch mehr, wenn man die Forstwege und Holzlagerplätze hinzurechnet. Nicht unterschätzt werden sollte ebenfalls, dass diese Art der Holzernte ein beachtlicher Mortalitätsfaktor für Arten im Wald ist. Zwar wird versucht, durch möglichst große Abstände der Rückegassen, bodenschonendere Technik usw. die negativen Auswirkungen zu reduzieren. Am Ende sind das mehr oder weniger kosmetische Korrekturen. Eine spannende Frage ist es, wie sich diese doch noch recht junge Art der Holzernte auf das Artenspektrum und die Artenvielfalt in solchen Wäldern auswirken wird, beispielsweise ob oder welche lichtliebenden Arten von diesem gleichförmigen Netz an Rückegassen und den veränderten Waldstrukturen profitieren werden oder eben nicht. Außer Frage stehen dürfte jedoch, auch wenn das für manche Ohren etwas hinterwäldlerisch klingen mag: Für den vermehrten Einsatz „milderer Technik“ oder von Alternativen wie Rückepferden sollten Mittel und Wege gefunden werden, insbesondere in öffentlichen und sehr wertvollen Wäldern. Es wird sicher nicht auf allen Flächen möglich sein, aber einer natürlichen Wiederbewaldung ist unbedingt der Vorrang vor Pflanzung oder Saat zu geben. Wünschenswert wäre es dabei, dass alle oder möglichst viele der am jeweiligen Standort natürlich vorkommenden Baumarten über Naturverjüngung aufwachsen können. Dies gilt auch für die vielen Kahlfelder, welche die Forstverwaltung durch die Beräumung der durch falsche Baumartenauswahl, Dürre, Waldbrand, Stürme und Borkenkäferbefall entstandenen Schadflächen geschaffen hat. Ein-

zäunung der Verjüngungsflächen sollte nicht das Mittel erster Wahl sein, lässt sich aber nicht in jedem Fall vermeiden. Wenn, dann sollten Holzgatter und mechanischer Einzelbaumschutz verwendet werden.

### Das Wild und seine „Bewirtschaftung“



Foto: Jan Gläßer

Wir stellen die Jagd an sich nicht in Frage, obwohl die Diskussion über die Notwendigkeit der Jagd oder deren Einstellung durchaus eine interessante Angelegenheit ist. Feststehen dürfte allerdings, dass erheblich mehr Gebiete als derzeit ohne Bejagung bleiben könnten und sollten, insbesondere bestimmte Schutzgebiete und mehr Wildruhezonen, die derzeit noch sehr spärlich verbreitet sind.

In einer vom Menschen stark genutzten Landschaft macht die Jagd allerdings auch durchaus Sinn, hat ihre Berechtigung und kann als eine Form der Landnutzung mit langem historischem Hintergrund einen wesentlichen Beitrag zum Erhalt und zur Entwicklung der Kulturlandschaft sowie deren naturnaher Nutzung leisten. Nicht zuletzt liefert sie mit Wildfleisch ein äußerst hochwertiges Nahrungsmittel, auch unter ethischen Gesichtspunkten. Das aber nur, und das sei auch in diesem Zusammenhang ausdrücklich hervorgehoben, wenn Leben und Tötung art- und tiergerecht waren. Ob das unter den aktuellen Bedingungen und unter den veränderten ethischen Ansprüchen der Gesellschaft mehrheitlich gegeben ist, das ist eine berechtigte Frage, die diskutiert werden sollte.

Nicht unerwähnt bleiben beim Thema Jagd darf, dass es in deren Geschichte zu erheblichen Fehlentwicklungen kam und durchaus auch noch kommt, die auch immense Waldschäden zur Folge hatten und haben, mit sehr negativen Auswirkungen in der Landschaft. Das trägt zu den aktuellen Konflikten Forstwirtschaft versus Jagd und zu einem sehr geteilten Meinungsbild über die Jagd in der Gesellschaft maßgeblich bei. Dies ist aber durchaus kein „Privileg“ der Jagd, sondern gilt für andere Landnutzungsformen wie Landwirtschaft und Forstwirtschaft in ähnlicher Form auch.



Rehe in der Kulturlandschaft, Foto: Jan Gläßer



Rothirsch, Foto: Jan Gläßer



Reh, Foto: Jan Gläßer



Wildschwein, Foto: Jan Gläßer

Eigentlich gehören Wildtiere zum Wald oder besser zur Landschaft wie das Amen in die Kirche. Und dazu gehört auch das Schalenwild. Bei uns im Westerzgebirge kommen Rothirsch, Reh und Wildschwein vor, die auch zum Schalenwild zählenden Arten Damhirsch, Sikahirsch, Mufflon, Gams, Steinbock, Elch und Wisent nicht oder nicht mehr. Dabei darf in Zeiten, in denen der Tierschutz ins Grundgesetz Einzug gehalten hat, nicht nur das reine Überleben einer Art als Maßstab gelten, sondern jagdbare Wildtiere müssen auch art- und tiergerecht leben und sterben dürfen. Rothirsch, Reh und Co dürfen nicht ausschließlich als „Schadensverursacher“ gesehen werden, sondern als fester, wertvoller und unverzichtbarer Bestandteil der Landschaft. Sie erfüllen in Wald und Flur vielfältige Funktionen, verbreiten Samen und schaffen wichtige Biotopstrukturen, auf die viele anderer Tiere angewiesen sind. Ihr Dung und ihre Kadaver sind Lebensgrundlage vieler Arten. Aus all diesen Gründen ist Schalenwild in ökosystemrelevanter Dichte von enormer Bedeutung. Nicht zuletzt sind sie die wichtigsten Beutetiere der in Ausbreitung befindlichen großen Raubtiere Wolf und Luchs. Die

Auswirkungen der Eingriffe in die Populationen von Rothirsch, Reh und Co sind also diffizil und müssen differenzierter betrachtet werden als bisher. Ihre ökologischen Leistungen sollten gleichrangig neben die aus forstlicher Sicht für die Entwicklung der Wälder maßgeblichen Aspekte wie Baumartenvielfalt, Waldverjüngung etc. gestellt und bei entsprechenden Abwägungen angemessen berücksichtigt werden. Integrales nachhaltiges Wildtiermanagement sollte perspektivisch gleichrangig neben der Forsteinrichtung stehen.

Die Bestände von Rothirsch, Reh, Wildschwein und Co sind vor allem durch die günstiger werdenden Nahrungsbedingungen in den letzten Jahrzehnten in Deutschland beträchtlich gewachsen. Aber die aktuelle Situation und die Trends sind von Art zu Art und von Region zu Region sehr unterschiedlich und ständig in Bewegung. Wir wollen durchaus nicht in Frage stellen, dass es Wälder gibt, in denen ihre Dichte insgesamt oder die von einzelnen Arten zu hoch ist, um einen effektiven Waldumbau zu ermöglichen. Auf der anderen Seite gibt es aber auch Regionen, in denen die Bestände, insbesondere des Rothirsches - von den vielen völlig rotwildfreien Gebieten einmal ganz abgesehen - mittlerweile auf einem bedenklich niedrigen Niveau angelangt sind und dazu zählt auch das sächsische Westerzgebirge.

Grundsätzlich sollte immer gelten, dass bei notwendigen Eingriffen in Tierpopulationen stets das aus Sicht des Natur- und Tierschutzes mildeste Mittel zu wählen ist. Lenkung des Einflusses von Pflanzenfressern ist pauschalen Bestandsreduzierungen vorzuziehen. Deshalb sollten auch weit mehr als bisher die von der Wildbiologie empfohlenen Strategien und Methoden wie Schwerpunktbejagung, Intervallbejagung, Einschränkung der Jagdzeiten, keine Bejagung in den Übergangsbereichen zum Offenland, Wildruhezonen, Besucherlenkung usw. zum Einsatz kommen. All dies gilt natürlich nicht nur für die Bejagung bei Sachsenforst, sondern auch für viele private Jäger, deren Umgang mit dem Schalenwild ebenfalls viele Wünsche offen lässt. Dies ist vor allem auch unter dem Gesichtspunkt von Bedeutung, dass alle Schalenwildarten von Natur aus die offenen bzw. halboffenen Lebensräume weit mehr nutzen würden als derzeit, wenn man sie denn ließe. Zumal dies zu einer merklichen Entlastung der Wälder beitragen könnte.

### Unser letzter großer Pflanzenfresser – der Rothirsch

Die Verbreitung des Rothirsches ist bundesweit sehr unregelmäßig und in lokal sehr unterschiedlichen Dichten. Sehr hohen Beständen in wenigen Gebieten stehen große völlig rotwildfreie Areale und Bereiche mit sehr niedrigen Dichten gegenüber. Insgesamt lebt er in Deutschland derzeit nur auf zirka einem Drittel seines potenziellen Verbreitungsgebietes, im Offenland so gut wie überhaupt nicht mehr. Hauptursache hierfür sind die sogenannten Rotwildbezirke, die in den meisten Bundesländern ausgewiesen sind. Außerhalb dieser Gebiete wird er nicht geduldet und abgeschossen. Wanderbewegungen werden damit strikt unterbunden, eine Wiederbesiedelung rotwildfreier Lebensräume nicht zugelassen, die ohnehin krasse Trennung von Wald und Offenland weiter verstärkt. Im Gegensatz zu vielen anderen Arten, deren Bestände ja vor allem aus Gründen der intensiven Landnutzung zu unserem großen Bedauern und trotz umfangreicher Bemühungen weitgehend aus der Landschaft verschwunden sind, wäre ja der Rothirsch durchaus auch unter heutigen Bedingungen zu einer weitgehend flächendeckenden Besiedlung in der Lage. Ihn lassen wir aber nicht. Der Mensch ist schon ein seltsames Wesen. Extrembeispiel ist Baden-Württemberg, wo die Rotwildgebiete nur knapp vier Prozent der Landesfläche ausmachen. In anderen Bundesländern gibt es

solche Ausschlussgebiete nicht, auch in Sachsen nicht mehr. Aber, obwohl die Rotwildbezirke hier 2012 erfreulicherweise aufgehoben wurden, ist eine merkliche Ausweitung des Verbreitungsgebietes nicht festzustellen. Von der Wildbiologie wird als wesentliche Ursache hierfür die Möglichkeit genannt, bis zu sechs Stück Kahlwild (weibliche Tiere) in drei aufeinander folgenden Jagdjahren auch außerhalb der Gebiete mit Abschussplan (einstige Rotwildbezirke) zu erlegen. Davon wird auch von der privaten Jägerschaft gern Gebrauch gemacht, sobald das Wild den Staatswald verlässt und sich die Möglichkeit bietet. Auch eine Neubesiedlung bisher rotwildfreier Waldgebiete wird damit unterbunden. Eine Ausdehnung der Lebensräume des Rothirsches kann also keinesfalls nur der Forstwirtschaft angelastet werden. Dies macht deutlich, dass allein eine Aufhebung der Rotwildbezirke bei unzureichenden gesetzlichen Rahmenbedingungen nicht automatisch zum Erfolg führt, also nicht hinreichend ist und unbedingt angemessener gesetzlicher Flankierungen und gezielter begleitender Maßnahmen bedarf. Denn auch in großen Teilen der privaten Jägerschaft fehlt es offensichtlich an der Bereitschaft und am Willen zu einer zumindest vorübergehenden Schonung der Bestände und zur Verbesserung der jagdlichen Praktiken, die notwendig wären, um dem Rotwild die Erschließung neuer/alter Lebensräume zu ermöglichen, zum Beispiel der dafür so wichtigen Unterlassung der Bejagung in den Grenzbereichen zwischen Wald und Offenland. Rotwild, früher in der Region weit verbreitet, lebt heute im sächsischen Westergebirge nur noch in der Kammregion und in minimalen Beständen, beispielsweise noch im Hartmannsdorfer Forst. Und auch dort, wo es heute noch vorkommt, ist es nicht mehr zu sehen und nicht mehr zu hören, selbst in der Brunftzeit nicht oder kaum.

Hauptsächlich durch die intensive Bejagung ist die vorzugsweise eher das Offen- und Halboffenland bewohnende Art zum Waldtier und zur „Eule“ mutiert. Die Frage, ob hier noch ein intaktes, artgerechtes Sozialleben vorliegt, ist durchaus berechtigt. Der Forstbezirk Eibenstock war zu DDR-Zeiten Wildforschungsgebiet mit völlig überhöhten Rotwildichten und stark



Foto: Stephan Schusser

geschädigten Wäldern, zu denen keiner zurück will. Aber das umgekehrte Extrem, wie es sich jetzt darstellt, kann auch nicht der Weisheit letzter Schluss sein. Man hat dem Rotwild in den letzten sechs Jahrzehnten im sächsischen Westergebirge eine Berg- und Talfahrt zugemutet, die wahrscheinlich ihresgleichen sucht. Vom Regen in die Traufe. Das muss anders werden, zumal eine Gefährdung des Waldumbaus in weiten Teilen der Region durch Verbiss nicht mehr gegeben ist. Die Verbisschäden liegen bei unter 5 Prozent, wobei Sachsenforst selbst von 15 Prozent als tolerierbaren Wert ausgeht. Aus unserer Sicht wäre es eigentlich folgerichtig und längst an der Zeit, hieraus Konsequenzen zu ziehen und mögliche Veränderungen bei der Be-

jagung in Betracht zu ziehen. Leider ist davon bisher nichts zu hören. Auch die Untersuchungen von Professor Herzog von der TU Dresden aus dem Mittleren Erzgebirge legen nahe, dass eine ausreichende Nahrungsbasis für das Schalenwild in weiten Teilen des Erzgebirges vorhanden ist und eine höhere Wilddichte möglich wäre, ohne dadurch das Aufwachsen eines naturnahen, diversen Mischwaldes zu gefährden. (Hunger, M., Herzog, S. (2020): Erstellung eines integrierten Wildtiermanagementkonzepts auf wildbiologischer Grundlage am Beispiel der Hegegemeinschaft Erzgebirge - [https://www.wald.wald.sachsen.de/Jagdabgabe\\_EndberichtRotwildErzgebirge\\_UniDresden.pdf](https://www.wald.wald.sachsen.de/Jagdabgabe_EndberichtRotwildErzgebirge_UniDresden.pdf), Abruf 26.05.2021)



Foto: Jan Gläßer

Für den Rothirsch beginnt im Alter von 10 Jahren eigentlich seine beste Zeit. Mit um die 15 wird er dann langsam etwas „müder“, kann es aber durchaus auf stolze 20 Jährchen bringen. Aber nicht bei uns! Die Jagdstatistik 2019/20 weist für die Forstbezirke Eibenstock, Neudorf und Marienberg keinen einzigen Hirsch über 10 Jahre mehr aus, in Eibenstock auch keinen über 5 Jahre, in Neudorf 9, in Marienberg 4. Obwohl man bei der Analyse von Jagdstatistiken vorsichtig sein sollte, sind diese Zahlen besorgniserregend. Gerade einmal 5 Prozent des Gesamtbestandes erreichen ein Alter von 5 bis 9 Jahren. Älter wird kein Hirsch mehr. Eine Analyse bei den weiblichen Tieren lässt die Statistik nicht zu. Aber es ist zu vermuten, dass dort die Lage kaum anders ist. Wären wir Hirsche, wären wir schon alle tot. Aber Scherze sind hier wenig angebracht. Die Altersstruktur, die sich hier andeutet, kann man nur als katastrophal bezeichnen. Und das, obwohl von Seiten der Wildbiologie hinreichend bekannt und belegt ist, wie wichtig eine naturnahe Alters- und Sozialstruktur für den Erhalt von gesunden Populationen sind.

### Wald und Offenland

In der maßgeblich vom Thema Klimawandel getriebenen Debatte scheint eine sehr bedenkliche und auch sehr widersprüchliche Entwicklung weitgehend aus dem Blickfeld zu geraten:



Foto: Jan Gläßer



Die großen Pflanzenfresser, die auch als verbindende Elemente zwischen verschiedenen Lebensräumen wirken, werden aus weiten Teilen unserer Landschaft verdrängt, verbannt oder auf eine nicht mehr ökosystemrelevante Dichte reduziert, sowohl im Wald als auch im Offenland. Im Offenland geschieht dies vorwiegend durch den massiven Rückgang der weidenden Nutztiere in der Landschaft, was zu deren weiterer Vereinheitlichung und Verarmung beiträgt. Die Bemühungen um ein Voranbringen der naturverträglichen Beweidung in verschiedenen Varianten machen deutlich, dass das Problem dort zumindest erkannt ist und sich etwas bewegt. Die analogen Entwicklungen bei den wilden Pflanzenfressern aber werden weiter weitgehend ungehindert und diskurslos vorangetrieben, sowohl im Wald als auch im Offenland, wie eben am Beispiel Rothirsch gezeigt wurde.

Bei anderen Arten hingegen streben wir eine weitgehend flächendeckende Verbreitung an und sind als Gesellschaft bereit, beachtliche Summen für die Schadensvorbeugung und den Schadensausgleich zu zahlen. Zum Beispiel beim Wolf. Was würden wir tun, wenn er sich an jungen Bäumen vergreifen würde? Es wäre jedenfalls wünschenswert und an der Zeit, beim Rothirsch ähnliche Maßstäbe anzulegen und zu versuchen, ihm die Möglichkeit zu geben, sich wieder mehr von seinem ursprünglichen Lebensraum zu erschließen, sich - wie jedes andere Wildtier auch - seinen Lebensraum selbst zu suchen; zudem dies auch positive Auswirkungen auf die Entwicklung und Schonung der Wälder hätte. Ohnehin hält der Wolf nicht viel von der Trennung von Wald und Offenland und mischt auch durch sein bevorzugtes Beutespektrum (Schalenwild, Nutztiere) die Karten neu. Bei wenig Schalenwild wird er sich vermehrt an die Nutztiere halten. Um einen Diskurs dieser Thematik werden wir nicht herum kommen. Es wäre ohnehin an der Zeit, beim Rothirsch und beim Schalenwild überhaupt die wenig erfolgreichen Bemühungen der letzten Jahre und Jahrzehnte ad acta zu legen und neue Wege zu beschreiten. Dabei auch über finanzielle Anreize notwendige Entwicklungen zu ermöglichen und zu forcieren, beispielsweise durch Veränderungen bei Wildschadensverhütung und -ausgleich.

### Ausklang

Die verschiedenen Landschaftsbestandteile / Ökosysteme, insbesondere Wald und Offenland, müssen zusammen gedacht und gemeinsam betrachtet werden, wenn man dem Verlust der biologischen Vielfalt effektiv und wirksam entgegenwirken will. Wenn es gelingt, beide Lebensräume besser zu verzahnen, dem Wild leichter nutzbar zu machen und den Charak-



Foto: Jan Gläßer

ter einer „Landschaft der Furcht“ zu nehmen, werden sich die gewünschten Entwicklungen beim Waldumbau und der na-

türlichen Verjüngung des Waldes effektiver und erfolgreicher umsetzen lassen. Für viele Wildtiere sind eine enge Vernetzung (Biotopverbund) und eine damit verknüpfte Nutzung beider Lebensräume unverzichtbar. In Anlehnung an historische Erfahrungen, aber auch durch neue Wege wie die Waldweide mit Nutztieren oder die Offenhaltung von Landschaften durch Rothirsche muss eine engere Verknüpfung und eine größere Durchlässigkeit (Wanderbewegungen) der heute weitgehend strikt getrennten Bereiche erzielt und damit die Lebensbedingungen für die Tierwelt verbessert werden. Der Rothirsch als einziger uns noch verbliebener großer Pflanzenfresser kann dabei eine Schlüsselrolle spielen. Ziel der nächsten Jahre und Jahrzehnte muss es sein, ihm die „(Rück)Eroberung“ seiner angestammten Lebensräume und damit seine artgemäße Lebensweise weitgehend wieder zu ermöglichen.

Zudem hätte das Sichtbarwerden der äußerst attraktiven und in der Bevölkerung immer noch sehr beliebten Arten Rothirsch, Reh und Co, an deren „Image“ derzeit leider sehr gekratzt wird, eine enorm positive Wirkung für die Landschaft als Erholungsraum. Landschaft hat doch zumindest in Teilen noch einen erfreulich hohen Erlebniswert und wir sollten nicht freiwillig zulassen und zusehen, wie gerade auch solch besonders attraktive Arten zur Unsichtbarkeit verdammt werden. Wir tun uns damit selbst keinen Gefallen. Konflikte ähnlich wie beim Wolf sind hier nicht zu erwarten. Bezüglich der Landnutzer gilt dies natürlich nicht. Das kann aber kein Hinderungsgrund sein und konsensfähige Lösungen ließen sich finden. Dazu müssten natürlich erst einmal alle Interessengruppen an einen Tisch und die verhärteten Fronten aufgebrochen werden. Ein Anfang und ein gangbarer Weg hierzu wäre vielleicht ein Modellprojekt in Form des vom NABU Aue-Schwarzenberg vor einiger Zeit ins Gespräch gebrachten Biosphärenreservats im Westerzgebirge.



Reh, Foto: Jan Gläßer

„Was aber wissen wir von dem Seelischen der Kreatur, ihrer Freude, ihrem Leid?“

„Eins sein mit Allem, was lebt!“ sagt Hölderlin. Ich sehe die stumpfe Leere in den Augen der Rinder, kenne die flackernde Angst in den Augen der Hirsche, wenn die Rüden sie hetzen, gewahre die Vögel, die erfroren im Walddickicht liegen, wenn der Winter vom Inselfberg hereinbricht mit Eis, Schnee und Frost. Tag und Nacht habe ich den Schrei der Kreatur im Ohr, wenn der Habicht den Hasen schlägt, und zuweilen ist mir, als geschähe das alles in mir selbst. Doch die Menschen wollen den Schrei nicht mehr hören, sie haben ihre Ohren mit schalldichten Türen versehen. Aber auch das Tier ist Mitwisser, Mitbruder. Jede Kreatur, auch wenn sie sich des Daseins nicht bewusst wird, ist wie der Mensch auf eine tiefe, unerklärliche Weise über ihr Leben froh.“

Hanns Cibulka (1920-2004)

Matthias Scheffler

# Naturwald - Natur Natur sein lassen

## Wie viel Wildnis brauchen wir?



Foto: Karolin Protz

*„Wald lehrt uns Menschlichkeit, er zeigt dem Wissenden, daß nicht nur das Gesunde, sondern auch das Kranke dem Gesamtorganismus einer Gesellschaft unverzichtbare Dienste leistet.*

*Der im Kern kranke Baum nährt eine Unzahl von Lebewesen, die aus sterbender Biomasse der Blätter, Zweige, Rümpfe neuen Waldboden machen.*

*Der nur gesunde, nur auf Mehrung seiner materiellen Güter bedachte Mensch wird von denkwürdigen Gedanken verlassen. Der nur gesunde, der reine Renditewald verliert die Vielfalt der Arten.“*

Horst Stern (1922-2019)

### Naturwald – Was ist das?

Die Verwirrung beginnt schon damit, was man denn unter einem Naturwald zu verstehen hat. Auf der Internetseite des Freistaates Sachsen stehen zum Ökosystem Wald die erstaunlichen Sätze: *„Die ‚Wirtschaftswälder‘ von heute haben abgesehen von der reinen Holz-Nutzfunktion noch andere wichtige Aufgaben zu erfüllen. So haben sie auch eine Schutz- und Erholungsfunktion. Somit können sie nicht mehr als reine Wirtschaftswälder sondern müssen vielmehr als Naturwälder bezeichnet werden, in denen eine naturnahe Waldwirtschaft im Mittelpunkt steht.“*

(<https://www.wald.sachsen.de/okosystem-wald-4050.html>, Abruf 26.05.2021)

Eine sehr gewagte Auslegung, mit der man wohl so ziemlich einsam im Walde steht. Dazu nur zwei Beispiele aus anderen Bundesländern:

*„Naturwälder sind nach dem Landeswaldgesetz »rechtlich dauerhaft geschützte Waldflächen, die der direkten menschlichen Einflussnahme langfristig entzogen sind und in denen spontan ablaufende ökosystemare Prozesse den Schutzgegenstand bilden“.*

(Brandenburg, <https://forst.brandenburg.de/sixcms/media.php/9/Naturwaelder%20Urwaelder%20von%20Morgen.pdf>, Abruf 26.05.2021)

*„Naturwälder bilden auf 10 % der staatlichen Waldfläche Bayerns [...] ein grünes Netzwerk von nutzungsfreien Wäldern.“*

(Bayern, <https://www.stmelf.bayern.de/wald/lebensraum-wald/236354/index.php>, Abruf 26.05.2021)

Dadurch kommen allerdings die Probleme, mit denen wir uns hier auseinandersetzen wollen, schon recht gut auf den Tisch. Aber einigen wir uns erst einmal noch darauf, dass die sächsische Begrifflichkeit überarbeitungsbedürftig ist und die Wälder, die man dabei im Auge hat, im besten Fall als „naturnahe Wälder“ bezeichnet werden können, nicht mehr und nicht weniger. Und das auch nur, wenn man sämtliche Hühneraugen zudrückt. Von angeblichen Urwäldern ist ja in unseren Landen zuweilen auch heute noch zu hören und zu lesen. Aber eigentlich gibt es sie in Deutschland schon lange nicht mehr. Meist handelt es sich dabei um ehemalige Hutewälder, in die früher das Vieh der



Foto: Jan Gläßer

Bauern und Häusler eingetrieben wurde. Echte Urwälder, seit Jahrtausenden verschont vom menschlichen Holzeinschlag, finden sich in ganz Europa nur noch kleinflächig in wenigen Teilen Osteuropas, in den Karpaten oder hoch oben im Norden von Finnland oder Schweden. Doch kaum zu glauben: Auch die fallen selbst heute noch unserem Holz hunger zum Opfer und schwinden dahin, obwohl sie größtenteils streng geschützt sind. Wir echauffieren uns über die Rodung der Regenwälder und sind als Europäer nicht in der Lage, die wahrlich kümmerlichen Reste unserer eigenen „Urnatur“ zu bewahren.

In Deutschland leben wir bekanntlich in einer sogenannten Kulturlandschaft, dicht besiedelt und ohne ein einziges Fleckchen, das nicht beeinflusst wäre vom Tatendrang des Menschen. Dabei ist Kulturlandschaft keineswegs per se etwas Schlechtes. Zwar haben wir aus Sicht des Naturschutzes durch eben diese „Kultivierung“ große Teile der Landschaft bis zum Gehnichts mehr ruiniert, aber andererseits gehören beispielsweise unsere extensiv genutzten Wiesen zu den artenreichsten und buntesten Lebensräumen, die wir kennen. Und auch im Wald finden wir neben den langweiligen und eintönigen Nadelholzmonokulturen auch wertvolle, wunderbare Mischwälder, die ebenfalls durch menschliche Nutzung entstanden sind. Warum also überhaupt Flächen dauerhaft aus der Nutzung nehmen? Für offene Flächen stellt sich diese Frage ohnehin kaum, die würden ziemlich schnell zu Wald. Im Wald aber durchaus, denn der käme auch ohne uns recht gut zurecht. Vermutlich sogar besser, wie wir gleich sehen werden.

## Vom Wert der Naturwälder

Ein Wald ist ein dynamisches Ökosystem, das in einem Zeitraum von ca. 600 Jahren viele verschiedene Stadien von der Sukzessions- bis zur Zerfallsphase durchläuft und der sich ständig wandelt, wenn man ihn ließe. Wir greifen aber mit unserer menschlichen Nutzung, vor allem mit dem Holzeinschlag, immer wieder in diese Prozesse ein. Die im Waldbau üblichen Umtriebszeiten - die je nach Baumart und Standort so zwischen 60 und 160 Jahren liegen, wenn man von der Eiche einmal absieht - lassen es nicht zu, dass Bäume ihr natürliches Lebensalter auch nur ansatzweise erreichen. Die durchschnittliche Umtriebszeit deutscher Wirtschaftswälder liegt gemäß der letzten Bundeswaldinventur bei 76 Jahren. Das führt dazu, dass bestimmte Altersphasen des Waldes in unseren Wäldern gar nicht mehr vorkommen. Vor allem die späten Phasen der Waldentwicklung fehlen völlig. Aber gerade die bestechen durch die größte biologische Vielfalt. Zahlreiche Tiere und Pflanzen sind auf sie angewiesen. Es gibt kaum Wälder mit richtig alten Bäumen, die in Ruhe sterben können und damit Platz für die nächste Generation machen, den Wald dann als Totholz weiterhin bereichern und seinen Bewohnern auch über ihren natürlichen Tod hinaus hilfreich unter die Arme greifen dürfen. Natürlich versucht man heute mit „naturgemäßem Waldbau“



Rauhfußkauz, Foto: Jan Gläßer

diese Prozesse durch das Belassen von Totholz und Biotopbäumen im gewissen Grade nachzubilden. Das gelingt jedoch nur sehr bedingt. Der für den Wald so wichtige Prozessschutz, der die langfristigen dynamischen Entwicklungen im Ökosystem schützen will, kann nur gelingen, wenn man die Natur Natur sein lässt und einen Teil der Wälder aus der Nutzung nimmt. Dies geschieht derzeit entweder durch Naturwaldzellen oder Totalreservate, beispielsweise in den Kernzonen der Nationalparke und in anderen Schutzgebieten.

Zu beachten ist dabei allerdings, dass unsere Landschaft in so großem Maße durch uns Menschen geprägt ist, dass auch in Wäldern, die unter Prozessschutz stehen, die ablaufenden Prozesse nur bedingt mit denen eines unbeeinflussten Urwaldes verglichen werden können. So kann die Baumartenzusammensetzung infolge des historischen Hintergrunds erheblich vom natürlichen Standortpotenzial abweichen und es fehlen vielerorts die großen Beutegreifer Wolf, Bär und Luchs im System. Auch der Einfluss von Reh- und Rotwild und der menschlichen Besucher wird kontrovers diskutiert. Ergebnis dessen ist u.a., dass die natürlichen Entwicklungen häufig nur sehr halbherzig zugelassen werden, weiterhin Nutzungen stattfinden und diese in den verschiedenen Naturwaldgebieten sehr stark voneinander abweichen. So wird in den meisten Naturwäldern zwar kein Holz mehr geerntet, aber beispielsweise bei Schadereignissen wie Stürmen oder Insektenkalamitäten weiterhin eingegriffen.



Foto: Jan Gläßer

Auch die Jagd ist häufig zugelassen, was man durchaus kritisch sehen kann. Die Gebiete werden also weiterhin mehr oder weniger stark von uns Menschen gemanagt, auch um negative Einflüsse auf das Umfeld zu vermeiden. Auch Tourismus und Naturbildung finden in vielen dieser Gebiete statt und über das zulässige Maß und die Möglichkeiten zur Konfliktvermeidung wird heftig gestritten.

Hieraus wird sicherlich auch deutlich, wie wichtig eine ausreichende Größe der Flächen ist, um den Einfluss des Umfeldes zu beschränken. Viele Naturwälder sind für eine weitgehend ungestörte Entwicklung zu klein. Aber sie haben trotzdem einen ausgesprochen hohen Wert für den Erhalt der biologischen Vielfalt und für die Vernetzung von Ökosystemen. Vielen Arten helfen sie als Rückzugsort, es sind wertvolle Lebensräume für Arten, denen die passenden Bedingungen im reinen Wirtschaftswald fehlen.

Ein weiterer wichtiger Aspekt sollte nicht unterschätzt werden, nämlich die Forschung. Denn unser Wissen, wie die Natur sich selbst hilft und wie sie sich entwickelt, wenn man sie in Ruhe lässt, ist auch heute noch äußerst spärlich und lückenhaft. Aus den Erkenntnissen, die aus den weitgehend natürlich ablaufenden Prozessen der Naturwälder gewonnen werden können, lassen sich wiederum Handlungsempfehlungen für eine möglichst naturnahe Bewirtschaftung unserer Wirtschaftswälder ableiten. Nicht unerwähnt bleiben sollte, dass nicht bewirtschaftete Wälder, anders als immer noch oftmals behauptet, mehr Kohlenstoff speichern als genutzte Wälder. Sie stellen damit wertvolle CO<sub>2</sub>-Senken im Kampf gegen den Klimawandel dar. Das Potenzial wird sichtbar, wenn man sich verdeutlicht, dass der derzeitige Holzvorrat in Deutschland bei 350 Vorratsmetern pro Hektar liegt, Untersuchungen in europäischen Urwäldern liefern Werte zwischen 478 und 918.



Foto: Matthias Scheffler

## Naturwald versus Wirtschaftswald

Ein Großteil der Forstbranche scheint nicht sonderlich davon angetan, einen Teil der Wälder aus der Nutzung zu nehmen und auf das Holz dort zu verzichten. Durchaus nachvollziehbar beim privaten Waldbesitz, obwohl der im Grunde nicht betroffen ist, weniger bei den öffentlichen Wäldern, bei denen ja gerne eher deren Wohlfahrtswirkungen und weniger der Holzertrag betont wird. Zumal es hier bei den heute im Raum stehenden Zahlen nicht um riesige Flächen, sondern eigentlich um Peanuts geht. Gerade einmal 10 % der öffentlichen Wälder sind derzeit im Gespräch, wie wir noch sehen werden. Betrachten wir dazu die Argumente, die gegen diese Stilllegungen vorgebracht werden. Häufig wird der Verlust von sogenannten Lichtbaumarten angeführt, beispielsweise von Eiche oder Linde, die viel Licht zum



Eiche, Foto: Matthias Scheffler

Wachsen brauchen und nicht so gut im Schatten gedeihen wie Buche oder Tanne. Das hat durchaus seine Berechtigung, relativiert sich aber schnell, weil auf 90 % der Fläche die Förderung der lichtliebenden Arten weiterhin möglich bleibt. Man darf gespannt sein, ob dies am Ende dann auch wirklich umgesetzt wird, denn so ganz konform mit den gewünschten hohen Holzvorräten geht das ja eher nicht.

Ein weiteres häufiges Argument ist, dass die Stilllegung von Flächen zur intensiveren Nutzung der verbleibenden Wirtschaftswälder führen würde. Aber wo liegt hier das Problem bei unseren immer wüchsiger werdenden Wäldern, in denen der Holzvorrat weiter ständig zunimmt. Das könnte sich angesichts der aktuellen klimatischen Gegebenheiten zwar durchaus ändern, bleibt aber abzuwarten. Gemäß der letzten Bundeswaldinventur jedenfalls ist der Holzvorrat in Deutschland zwischen 2002 und 2012 um 7 % gewachsen. In Deutschland steht mehr Holz als in jedem anderen Land der EU. Hinzu kommt, dass es vor allem im Sinne des Klimaschutzes durchaus sinnvoll wäre, den enormen Holzverbrauch unserer Gesellschaft zu senken bzw. nachhaltiger und sinnvoller zu gestalten. Aktuell werden 70% des eingeschlagenen Laubholzes - und Naturwaldflächen haben in der Regel einen hohen Laubholzanteil - energetisch genutzt, also verbrannt. Klar, wir wollen weg von fossilen Brennstoffen, aber ob es deswegen ökologisch sinnvoll ist, große Mengen an Wald zu verbrennen, ist mehr als fragwürdig. Zumal eben dieser Wald lebend viel Kohlenstoff speichern könnte.

Häufig wird auch vorgebracht, dass wegen der „Stilllegung“ von Wäldern mehr Holz aus dem Ausland importiert werden müsste, unter Umständen sogar aus sehr wertvollen Beständen, beispielsweise aus Urwald-Abholzungen in Rumänien. Aber dies ist auch heute schon bittere Realität und ein wahrer Skandal. Deutschland lässt es zu und Teile der Holzverarbeitenden Industrie haben keinerlei Skrupel, Holz und deren Folgeprodukte aus teils dubiosen und fragwürdigen Quellen gewinnträchtig zu ver-

schern. Dem müsste unverzüglich ein Riegel vorgeschoben und stattdessen der Erhalt solch unwiederbringlicher Kleinode massiv unterstützt werden. Auch ein beachtlicher Teil der Pappe und des Papiers für Verpackungen, die aufgrund des steigenden Online- Handels weiter zunehmen, stammt aus finnischen Papiermühlen, in denen durchaus auch Holz aus skandinavischen Urwäldern landet. Auch das ist ein gutes Beispiel, wie wir durch einen etwas bedachtsameren Lebensstil selbst dazu beitragen können, etwas genügsamer mit unseren Rohstoffen und der Natur umzugehen.

Dass viele Argumente von Forstwirtschaft und Holzindustrie häufig nur vorgeschoben und in keiner Weise stichhaltig sind, zeigen die derzeitigen Diskussionen um den reduzierten Fichteneinschlag angesichts der aktuellen Holzknappheit. Der vor kurzem noch wegen der miserablen Holzpreise von der Politik lautstark eingeforderte und dann auch gesetzlich umgesetzte reduzierte Fichteneinschlag ist nun kurze Zeit später angesichts des unerwartet leergefegten Holzmarktes plötzlich ein Hindernis. Jetzt würde man gerne ernten, was das Zeug hält, weil man Holz zu Traumpreisen nach China und die USA exportieren kann. Auch der heimische Holzmarkt lechzt nach Nachschub. Aus der Hölle ist plötzlich der Himmel geworden. Im Grunde ist das in einer Marktwirtschaft nichts Ungewöhnliches und sogar nachvollziehbar. Aber es bringt eben auch klar und deutlich zum Ausdruck, wo die eigentlichen Schwerpunkte liegen. Für die Exporte muss das Holz behandelt werden, es wird begast und über weite Strecken transportiert, anstatt es dort zu verarbeiten und zu nutzen, wo es wächst. Nicht gerade eine Glanzleistung hinsichtlich CO<sub>2</sub>-Bilanz. Ganz abgesehen davon, dass alles, was jetzt aus den Wäldern zusätzlich entnommen wird,



Foto: Jan Gläßer

zur Bindung von CO<sub>2</sub> nicht mehr zur Verfügung steht. Aber solche Dinge sind plötzlich eher bedeutungslos und zeigen auch, welche Scheinheiligkeit in den Debatten um den Klimawandel häufig im Spiel ist. Daran sollte man sich erinnern, wenn wieder einmal die uneingeschränkten Vorzüge der Forst- und Holzwirtschaft gepriesen werden. Zumindest eine gewisse Ehrlichkeit in der Diskussion sollte man eigentlich erwarten können, oder auch nicht.

## Wo stehen wir, wo wollen wir hin?

Naturwälder machen also durchaus Sinn und das in vielerlei Hinsicht und deshalb sind sie auch schon geraume Zeit verstärkt im Gespräch. Aber wie so oft klemmt es bei der Umsetzung, wenn sich einflussreiche Interessengruppen gegen etwas sträuben. Werfen wir also noch einen Blick auf den Stand der Dinge und die anvisierten Ziele in Sachen Naturwälder in Deutschland und in der Region. 2007 wurde von der Bundesregierung im Rahmen der „Nationalen Strategie zur biologischen Vielfalt“



Zaukönig; Foto: Jan Gläßer

beschlossen, den Rückgang der Biodiversität in Deutschland bis 2020 zu stoppen. Eine der Kernforderungen dazu war, auf 2 % der Landesfläche und auf 5 % der Waldfläche natürliche Entwicklung zu gewährleisten. Angesichts der Befürchtungen, dass dieses Ziel mit Bravour verfehlt würde - was mittlerweile zur traurigen Tatsache geworden ist -, wurde 2015 eine „Naturschutz-Offensive 2020“ ins Leben gerufen, in der dieses Ziel für den Wald dahingehend konkretisiert wurde, dass es vorrangig in öffentlichen Wäldern umzusetzen ist und von diesen 10 % der natürlichen Waldentwicklung überlassen werden sollen.

Auch in Sachsen scheint zumindest auf politischer Ebene die Lage derzeit eindeutig. Das Wörtchen „scheint“ steht aber nicht ohne Grund an dieser Stelle, wie die aktuellen Diskussionen zur Windenergie in Sachsen zeigen. Es wird wieder über mögliche Standorte im Wald diskutiert, obwohl dies im Koalitionsvertrag ausgeschlossen wird. Warten wir es ab, aber so schnell ändern sich die Zeiten. Jedenfalls findet sich im aktuellen Koalitionsvertrag die Aussage: *„Wir wollen erreichen, dass gemäß der Nationalen Biodiversitätsstrategie der Anteil ungenutzter Wälder an der gesamten Waldfläche langfristig auf fünf Prozent gesteigert wird. Wir werden dabei verantwortungsvoll und vorbildlich vorgehen, mit dem Ziel bis Ende 2022 zehn Prozent der Flächen des Staatswaldes aus der wirtschaftlichen Nutzung zu nehmen.“*

Die gesamte Waldfläche Sachsens beträgt ca. 5.280 km<sup>2</sup>, davon befinden sich ca. 2.367 km<sup>2</sup>, also in etwa die Hälfte der Fläche, im Eigentum von Bund und Land und gehören damit letztendlich uns allen. Es sind also eigentlich ausreichend öffentliche Wälder vorhanden. Naturwälder, also Naturwaldzellen und Totalreservate, die sich fast ausschließlich im Landeswald befinden, machen in Sachsen aber lediglich 137,35 km<sup>2</sup> aus. Damit wäre das anvisierte Ziel erst zu knapp 40 % erreicht. Allerdings rein auf die Fläche bezogen, ohne Berücksichtigung anderer sinnvoller Kriterien wie Gebietsgröße und Unzerschnittenheit. Die derzeit acht Naturwaldzellen in Sachsen haben eine Gesamtfläche von 303 ha. Das sind 0,06 % der Waldfläche Sachsens und damit der niedrigste Flächenanteil bundesweit. Zwei davon liegen in



Foto: Matthias Scheffler

unserer Nähe: „Zweibach“ (Hainsimsen-Buchenwald) bei Rittersgrün mit einer Größe von 30,5 ha. Und der bei Schöneck gelegene „Wodrich“ (Fichten-Moorwald) mit 42,4 ha. Die wenigen Totalreservate im Westerzgebirge befinden sich innerhalb der Naturschutzgebiete im Kranichseegebiet und es handelt sich dabei vorwiegend um Hochmoore.

Es besteht also durchaus Nachholbedarf in Sachsen, im Erzgebirge und besonders auch im Westerzgebirge, der walddreichsten Region Sachsens. BUND Sachsen und NABU Sachsen haben dazu 2020 eine „Wildnisstudie Sachsen“ vorgelegt und unter Einbeziehung verschiedener Kriterien 23 Gebiete in Sachsen benannt, die aus Sicht der Verbände als Wildnisgebiete besonders geeignet wären. In unserer Region werden das Kranichseegebiet und der Hartmannsdorfer Forst genannt. Bleibt abzuwarten, ob es dem Freistaat wirklich ernst damit ist, seiner Vorbildfunktion gerecht zu werden und das selbst gesteckte Ziel bis 2022 zu erreichen. Vorschläge liegen auf dem Tisch. Viel Zeit bleibt nicht mehr.

### Ausklang

Die Etablierung von Naturwäldern ist nicht nur eine Frage der Ökonomie oder auch der Ökologie, sondern durchaus auch eine Frage der Einstellung, der Geisteshaltung. Wir sollten endlich lernen, dass wir nicht über alles unsere vermeintlich „schützenden Hände“ halten sollten, dass „Wildnis“ durchaus etwas Kostbares und Wertvolles ist, nicht nur im Wald. Die Natur kann uns



Foto: Matthias Scheffler

behilflich sein. Aber wir müssen das auch wollen und zulassen, von unserem hohen Ross herabsteigen, von dem aus wir scheinbar alles überblicken und steuern können. Nicht immer läuft das Pferd in die richtige Richtung, wie sich zunehmend herausstellt. Wir brauchen wieder mehr „Erdung“ und „Bodenhaftung“, wie die Bäume. Im Wald lässt sich das am besten lernen und üben und deshalb sollten wir dort damit beginnen. Das ist kein Plädoyer für ein „Zurück auf die Bäume“, aber etwas mehr Naturverbundenheit könnte uns ganz gut tun.

*„Wildnis ist eine Absage an die Arroganz des Menschen.“*  
Aldo Leopold (1887-1948)

Karolin Prott, Matthias Scheffler

### Literatur/ Quellen:

BUND Sachsen, NABU Sachsen (Hrsg.) (2019): Wildnisstudie Sachsen.

Knapp, H., Klaus, S., Fähser, L. (Hrsg.) (2021) Der Holzweg. Wald im Widerstreit der Interessen. oekom Verlag, München. (siehe Literaturhinweis S. 2)

Staatsbetrieb Sachsenforst (Hrsg.) (2017): Bewahren und Entwickeln. Naturschutzkonzept des Staatsbetriebes Sachsenforst für den sächsischen Landeswald.

## Interview mit Stephan Schusser

*Stephan Schusser ist langjähriger Leiter des Forstbezirks Eibenstock im Westerzgebirge und Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Naturgemäße Waldwirtschaft (ANW) in Sachsen.*

**Glauben Sie, dass das integrative Modell des Waldbaus, das Sachsenforst favorisiert, also der Hochwald mit struktureichem Unterwuchs und möglichst geschlossenem Kronendach, alle Anforderungen an den Erhalt der biologischen Vielfalt erfüllt, beispielsweise auch für lichtliebende Arten?**

Das integrative Modell eines naturgemäßen Waldes ist nicht an ein geschlossenes Kronendach gebunden. Im Gegenteil, es beinhaltet sowohl Lichtphasen nach Störungen, indem man Sukzession zulässt, als auch künstliche Lichtstellungen durch Holzeinschlag. Das sind u.a. kraut- und strauchreiche Korridore an Waldwegen, Waldwiesen, Kleingewässern, Mooren, Hecken sowie Loch- oder Saumhiebe für Lichtbaumarten. Eine Vielzahl von Arten findet Lebensräume, die im schlagweisen Hochwald so nicht vorhanden waren.

Im Übrigen bietet die potentielle natürliche Vegetation im Erzgebirge, die sich nach Stilllegung und Prozessschutz einstellen würde, auch nicht für alle Arten optimale Bedingungen, da es so etwas im Bergmischwald zeitweise nur nach Störungen gibt. Im Tief- und Hügelland beinhaltet das integrative Modell eher ein Nebeneinander verschiedener Baumarten, so dass es für Lichtbaumarten (Eichen) stetig temporäre Lichtkorridore gibt.

**Wie sehen Sie in diesem Zusammenhang die Schutzbemühungen für das Birkhuhn und die dabei auftretenden Differenzen zwischen Naturschutz und Forstwirtschaft?**

Eine gesunde Birkhuhnpopulation benötigt dauerhaft devastierte Wälder, wie wir sie an klimatischen Waldgrenzen vorfinden. Birkhühner konnten sich nach Katastrophen (Immissionsschäden, Sturmschäden) im Erzgebirge ausbreiten. Wenn diese Gründe wegfallen, strebt der Wald je nach Standort seinen natürlichen Gleichgewichtszustand an. Man müsste also große Waldflächen dauerhaft entwalden, um derartige künstliche Lebensräume zu schaffen. Das bedeutet permanent gegen die Natur zu arbeiten und andere wichtige Arten oder Waldfunktionen (Totholzbewohner, Wasserschutz, CO<sub>2</sub> Speicherung, Tourismus, Produktion ökologischer Baustoffe...) auszublenden. Nach Abwägung der verschiedenen gesellschaftlichen Interessen hat Sachsenforst in Form eines Artenhilfsprogramms einen Kompromiss geschlossen, der jetzt gemeinsam mit Naturschützern erfolgreich umgesetzt wird.

**Was sind in ihren Augen Tierarten, auf deren Vorkommen das Westerzgebirge besonders stolz sein kann und für die ganz besonders auf vitale Populationen geachtet werden sollte?**

Für uns sind alle vorkommenden Arten gleichwertig, wichtig und erhaltenswert. Aus diesem Grund fördern wir eine Vielzahl von Arten u.a. durch Waldumbau, Totholz, Einbeziehung der Sukzession, Förderung von Weichholzbaumarten, Nisthilfen, Heckenpflanzungen, Anlage von Laichgewässern, Wildwiesen, Anlage von Blühwiesen, Einbringung seltener Baumarten (Eibe, Bergulme, Wildobst), Bachlaufrenaturierungen, Heideflächen, Steinhaufen für Reptilien, Streuobstwiesen, Moorrenaturierung, Anlage von Birkhuhnhabitaten, Verzicht auf den Einsatz von Pestiziden, Verzicht auf Zäunung usw. Ganz besonders würden wir uns aktuell über die Ansiedlung von Luchs und Wildkatze freuen.

**Wie sehen Sie das Verhältnis von natürlicher Waldverjüngung und Pflanzung? Ist für Sie die natürliche Sukzession auf Borkenkäfer- und Windwurfflächen eine Option?**

Sukzession ist eine sehr willkommene Option. Sie wird ergänzt mit heimischen Lichtbaumarten (Eiche, Kirsche, Ahorn). Bäume pflanzen müssen wir noch eine längere Zeit im Interesse des Waldumbaus mit klimastabilen Mischbaumarten, dies erfolgt meist im Schutz eines Altholzschirmes mit Schattbaumarten oder inselartig mit Lichtbaumarten in Kombination mit der Sukzession auf Schadflächen. Langfristig stellen wir grundsätzlich auf Naturverjüngung um.

In unserem Forstbezirk befinden sich übrigens die höchsten Ebereschenanteile Sachsens, die sich auf Grund erreichter natürlicher Wildbestände in den letzten 30 Jahren entwickeln konnten und eine wichtige Lebensgrundlage für viele Arten (63 Vogelarten) sind.

**Welche Rolle sollten Naturwälder, also völlig ungenutzte Wälder spielen? Welchen Flächenanteil nehmen solche Flächen derzeit in der Region ein? Welcher Flächenanteil wäre für Sie angemessen oder akzeptabel? Sollten solche Flächen bejagt werden oder eher als Wildruhezonen**

**dienen?**

Naturwälder oder ungenutzte Wälder gibt es bei uns nicht. Intensiver Bergbau und Besiedelung haben den ursprünglichen Wald grundlegend verändert. Wir integrieren deshalb Elemente des Naturwaldes in unsere Bewirtschaftung. Dazu gehören Sonderbiotope (Felsen, Moore, Quellen, Bergwiesen, Heideflächen), Totholz, Biotopbäume, Biotopbaumgruppen und Stilllegungsflächen als Trittsteine. Deutschland hat sich für 10 % unbewirtschaftete Waldfläche im öffentlichen Wald entschieden. Die Verteilung richtet sich nach Wertigkeit und Repräsentanz. Unser Wald ist derzeit noch durch die Dominanz der Fichte geprägt. Derartige Flächen aus der Nutzung zu nehmen, würde eine Borkenkäfermassenvermehrung mit unvermeidbaren Auswirkungen auf die Gesamtheit der Waldfunktionen (z.B. Trinkwasserschutz) zur Folge haben. Der Fokus der Flächenauswahl richtet sich deshalb auf Laubholzbestände, die bei uns noch selten sind. Derzeit haben wir ca. 165 ha ungenutzte Waldflächen und bereiten weitere 120 ha vor. Diese Größenordnung ist vertretbar. Generell sehe ich weitere Stilllegungen kritisch. Wenn es uns nicht gelingt, den für den Klimaschutz so herausragenden Rohstoff Holz unter definierten ökologisch vertretbaren Bedingungen hier zu produzieren, werden die letzten Primärwälder Osteuropas geplündert. Wir sollten uns keine „heile Welt“ vor der Haustüre bauen und damit die letzten Urwälder zerstören.

Wildruhezonen haben wir temporär schon auf ca. 1000 ha am Kamm, indem wir vom 01. Januar bis 31. Juli keine Jagd ausüben.

**Wie stehen Sie zur Einbringung fremdländischer, (scheinbar?) klimatoleranterer Gehölze?**

In Anbetracht des dramatischen Tempos des Klimawandels ist das Interesse am Erhalt der umfassenden Funktionalität der Wälder groß. Da unsere Wälder von Natur aus bedingt durch die Eiszeiten ohnehin nur wenige Baumarten aufweisen, ist die Erhöhung des Baumartenspektrums sinnvoll, um den Wald widerstandsfähiger zu machen (Baumartenanzahl: Mitteleuropa 63, östl. USA 236, NO Asien 827). Die Baumarten sollten stets kleinflächig und bis zu maximal 20% Flächenanteil eingebracht werden. Sie dürfen nicht invasiv sein, müssen sich natürlich verjüngen und verträglich gegenüber heimischen Arten sein. Vordringlich sollten europäische Arten mit einer breiten ökologischen Amplitude verwendet werden. Außerdem werden hitzetolerante Herkünfte heimischer Baumarten Verwendung finden. Naturnaher Waldbau ist mit Sicherheit auch mit fremdländischen Baumarten möglich.

**Wie schätzen Sie die zukünftige Entwicklung von schwerer Technik (Harvester etc.) in der Forstwirtschaft und ihre Auswirkungen ein? Sind alternative Wege erforderlich und realistisch?**

Künftige Entwicklungen von Forsttechnik wird nicht nur an der Produktivität, sondern auch an ihrer ökologischen Verträglichkeit zu bewerten sein. Da geht es vor allem um Bodenverformungen, Energieverbrauch, biologisch abbaubare Öle und Schäden an verbleibenden Bäumen. In den letzten Jahren gab es viele innovative Entwicklungen auf diesem Gebiet. Wir berücksichtigen dies, indem wir stets die modernste Technik im Ausschreibungsverfahren auswählen. Darüber hinaus dürfen die schweren Maschinen nur auf gekennzeichneten Rückegassen im Abstand von 40 m fahren, um den Waldboden zu schonen.

Realistisch ist aber auch, dass es zurzeit keine Alternativen zur schweren Technik gibt. Im Vergleich zu 1990 ist unser Wald heute deutlich älter, ist gesünder und hat größere Kronenanteile. Damit enthält er sehr viel mehr stärkere Bäume, die natürlich auch ein höheres Gewicht haben und größere Maschinen mit stärkeren Kränen erfordern. Ich bin aber optimistisch, dass es künftig schrittweise weitere gute technische Entwicklungen geben wird.

**Könnten Sie uns die aktuelle Jagdstrategie von Sachsenforst und deren Ziele kurz beschreiben? Sehen Sie Verbesserungsmöglichkeiten, beispielsweise von Wildbiologen empfohlene Methoden wie Schwerpunktbejagung, Intervallbejagung, Ruhezonen, keine Bejagung in den Übergangsbereichen zum Offenland?**

Unser Ziel ist eine ganzheitliche Betrachtung der natürlichen Ressourcen und Prozesse. Waldbäume, Sträucher und Kräuter müssen ohne Schutzmaßnahmen aufwachsen und sich verjüngen können, gleichzeitig soll der Wald ein vielfältiger Lebensraum für alle natürlich vorkommenden Tierarten sein. Dabei gibt es keine Wertung zwischen den Arten, also auch keine „Leitarten“. Die Jagdstrategie wird durch den gesetzlichen Rahmen vorgegeben (SächsWaldG, SächsNatG, SächJagdG...). Eine Zielerreichung mit möglichst geringem Aufwand und minimaler Störung sind uns dabei wichtig. Die Jagd wird sowohl als Einzeljagd, als auch in Gemeinschaftsjagden organisiert. Auf ca. 50% des Territoriums finden jährlich

1 – 2 Ansitz – Drückjagden statt. Für eine Dauer von 2 Stunden suchen Hunde bestimmte Waldgebiete nach Wild ab und die Jäger erlegen das Wild. Diese Bejagungsart ist sehr effektiv und störungsarm, denn die Tiere werden nur maximal 4 Stunden im Jahr beunruhigt. Daneben gibt es im Rahmen unseres Rotwildprojektes Schwerpunktbejagung in Waldumbaugebieten, temporäre Ruhezeiten und Intervalljagd. Da wir die Jagd nur im landeseigenen Wald ausüben, können wir die Jagd im Offenland nicht beeinflussen. Auf Grund der dichten Besiedlung und der zunehmenden Freizeitaktivitäten halte ich den Wunsch, dem Wild im Offenland mehr Lebensraum zu geben zwar für richtig, aber auch für illusorisch.

**Rotwildpopulationen lassen sich sicher nur revierübergreifend managen und steuern. Welche Rolle messen Sie dabei den privaten Jägern und den Hegegemeinschaften zu? Welche Möglichkeiten der Kooperation sehen Sie? Wie steht es damit derzeit?**

Die Ziele privater Jäger sind zumindest teilweise andere als die der staatlichen Regiejagd im Landeswald. Zwischen öffentlichen und privaten Zielen gibt es Interessenskonflikte, die schwer zu überbrücken sind. Trotzdem sind ein respektvoller Umgang und Tolerieren der jeweils anderen Meinungen wichtig für eine gute Zusammenarbeit. An diesem respektvollen Umgang hat es in der Vergangenheit leider gefehlt, so dass die Erzgebirgsforstbezirke die Hegegemeinschaft verlassen mussten. In dieser Situation hat sich nichts geändert. Trotzdem gibt es vielseitige Kooperationen mit privaten Jägern, wie z.B.: Mitarbeit bei der „Jagdschule Erzgebirge“ in Stützengrün; Unterstützung der regionalen Jägerschaft durch ein professionelles Nachsuchengespann; Fortbildung der Jäger durch Anschusseminare und Präsenz auf der Messe Jagen & Angeln; Übung zum Umgang mit der Afrikanischen Schweinepest mit dem Veterinäramt; Teilnahme an gemeinsamen Drückjagden mit Jagdnachbarn; Notfallhilfeseminare für Jagdhunde auf Initiative des ÖJV und gemeinsame Besuche des Schießkinos Mitteldeutschland zu Übungszwecken.

**Wie stehen Sie zu Verbissschutzmaßnahmen wie Zäunung und Einzelbaumschutz?**

Wir verzichten seit letztem Jahr auf jegliche Verbissschutzmaßnahmen und Zäunungen. Derartige Maßnahmen bringen Unmengen von Sondermüll (Plastik, Draht...) in die Wälder, sind meist nicht wirksam, schadstoffhaltig und belasten zudem die Waldbesitzer finanziell enorm. Warum soll ein Waldbesitzer das private Jagdvergnügen einer Minderheit der Gesellschaft finanzieren? Zäune führen außerdem zu einer Einschränkung der Äsungsfläche für das Wild und stellen für Vögel eine Gefahrenquelle dar. Vorhandene Zäune bauen wir derzeit in Größenordnungen ab und entsorgen sie.

**Wie stehen Sie zur Winterfütterung?**

Grundsätzlich ist eine Wildtierfütterung abzulehnen. Wildtiere haben sich in Jahrtausenden an ihre Umweltbedingungen angepasst und brauchen bei naturnahen Beständen und strukturreichen Mischwäldern auch keine Fütterung. Wildtierfütterung führt zu einer „stationären Wildzucht“ im Interesse des Trophäenkultes und zu Ansteckungen mit Krankheitserregern. Der Winter bedeutet für viele Tiere Not. Warum sollen nur ausgewählte Tiere gefüttert werden? Auch Fuchs, Eichelhäher und Bussard hungern. Da sie keine Jagdtrophäen tragen, ignorieren wir sie? Fütterung degradiert Wildtiere zu Haustieren.

**Der Tierschutz wurde 2002 ins Grundgesetz als Staatsziel aufgenommen. Zunehmend mehr Menschen ist das Tierwohl wichtig, sowohl der landwirtschaftlichen Nutztiere als auch der Wildtiere. In der Jagdstatistik 2019/20 taucht tim Forstrevier Eibenstock kein Rothirsch älter als 5 Jahre mehr auf, obwohl diese erst mit über 10 Jahren ihre beste Zeit haben und durchaus 20 Jahre erreichen können. Glauben Sie, dass diese durch ein ausgeprägtes Sozialleben gekennzeichnete Art im Erzgebirge derzeit ein art- und tiergerechtes Leben führen kann?**

Die Frage enthält eine gewisse Polemik und unterstellt eine bewusste negative Beeinflussung der Rotwildpopulation. Dazu muss gesagt werden, dass nach wie vor eine Brunft beim Rotwild stattfindet, denn sonst gäbe es keine Nachkommen mehr. Unser Abschuss ist seit nahezu 20 Jahren konstant und somit handelt es sich um eine nachhaltige Reproduktion. Erlegt werden vor allem junge und weibliche Stücke. Die Brunft findet natürlich vor allem dort statt, wo es viel (mehr) weibliches Wild gibt. Das ist zum Beispiel über der Grenze in Tschechien der Fall. Dort erlegen meist zahlende private Jäger die älteren Hirsche, so dass nach der Brunft nur ein geringerer Teil zu uns zurückkehrt. Die meisten Mitarbeiter von uns schießen außerdem keine älteren Hirsche, denn stärkere Hirsche müssen entsprechend den Haushaltsvorschriften nach Trophäengewicht bezahlt werden, was nicht sonderlich begeistert. Wir bieten dem Rotwild durch

den Waldumbau einen intakten Lebensraum mit vielfältigen Äsungs- und Deckungsmöglichkeiten.

**Der Wildverbiss liegt im Forstbezirk Eibenstock mittlerweile unter 5 %, obwohl bei Sachsenforst 15 % als tolerabel gelten. Ist das für Sie ein Anzeichen, dass man die Intensität der Bejagung herabsetzen könnte oder welche Kriterien dahingehend sind für Sie relevant?**

Die Abschusshöhe richtet sich nach dem Zustand der Vegetation. Bei uns können sich Bäume natürlich verjüngen und ohne Schutzmaßnahmen aufwachsen. Das entspricht dem Gesetzesauftrag und wird schrittweise im Landeswald Sachsens umgesetzt. Unser Wald wird immer vielfältiger und interessanter für Tier- und Pflanzenarten und es gibt intakte Wildpopulationen. Der Rotwildbestand ist immer noch höher als in Naturwäldern Europas, aber tolerierbar. Wir haben aber die trostlosen Wälder von vor 1990 noch in Erinnerung. Da konnte man zwar Rotwild täglich zu sehen bekommen, aber es gab keine Sträucher, Kräuter oder Mischbaumarten. Die Florenverarmung war so gravierend, dass auch viele Insekten und Pilze nicht mehr vorkamen.

**Halten Sie es für wünschenswert und realistisch, dem Wild und insbesondere dem Rothirsch als eine das Offen- und Halboffenland bevorzugende Art diesen Lebensraum wieder mehr zu erschließen und damit den Wald zu entlasten und die Erlebbarkeit von Wild für Bewohner und Besucher der Region zu ermöglichen? Welche Rolle käme den privaten Jägern dabei zu?**

Rotwild ist eine Wildart des Offenlandes und nur durch Verfolgung in den Wald geflüchtet. Diesen Prozess umzukehren, hieße im Offenland auf die private Jagd und viele touristische Aktivitäten zu verzichten. Das halte ich in unserer dicht besiedelten Heimat für unrealistisch. Es gibt sicher geeignetere Landschaften dafür, wie z.B. den Darß oder ehemalige Truppenübungsplätze. Wild erlebbar zu machen, ist für viele Naturfreunde wünschenswert. Wir müssen als Forstbezirk aber alle Waldfunktionen für die Gesellschaft zusammenbringen und die Interessen abwägen. Dabei ist ein intakter Wald mit seinen vielseitigen Lebensräumen (auch für das Wild), Schutzfunktionen und auch der Produktion ökologisch hochwertiger Rohstoffe wichtiger als der Anblick von Wild. Hinzu kommt, dass wir heute 87% geschlossene, mehrschichtige Wälder haben und nur wenige Meter in den Wald hineinsehen können. Das Wild kann sich gut verstecken, aber wir sehen es kaum noch. Der Preis für „sichtbares Wild“ käme der Gesellschaft in unserer Region teuer zu stehen.

**Halten Sie das Westerzgebirge für einen geeigneten Lebensraum für große Beutegreifer wie Wolf, Bär oder Luchs? Welche Rolle spielen dabei die Hauptbeutetiere Reh, Hirsch und Wildschwein? Wie schätzen Sie die Akzeptanz der lokalen Bevölkerung für diese Tiere ein? Was braucht es, damit ein harmonisches Zusammenleben im Erzgebirge funktionieren kann?**

Die großen Beutegreifer sind ein wichtiger Regulator einer intakten Natur, sie gehören einfach dazu. Das Westerzgebirge ist durchaus geeignet für Wildkatze, Luchs und Wolf. Beutetiere gibt es genügend. Für die Akzeptanz braucht es viel Öffentlichkeitsarbeit und Aufklärung. Landwirte sollten bei den notwendigen Schutzmaßnahmen unterstützt werden.

Für Bären ist das Gebiet wohl zu dicht besiedelt und es käme sicherlich zu Konflikten mit den Menschen.

**Welche Bedeutung hat für Sie die Erholungsfunktion des Waldes? Als wie relevant schätzen Sie die Störung von Wildtieren durch menschliche Freizeitaktivitäten im Erzgebirge ein, insbesondere auch im Winter? Sind aus Ihrer Sicht Einschränkungen notwendig, beispielsweise durch Wildruhezonen?**

Die Erholungsfunktion gehört zu einer der wichtigsten Waldfunktionen. Es gilt sie gemäß des Sächsischen Waldgesetzes (§ 1) gleichberechtigt mit der Produktions- und Schutzfunktion des Waldes zu erhalten, nachhaltig zu sichern und zu mehrern. Als Forstbezirk fördern wir die Erholungswirkung des Waldes u.a. durch das Anlegen von Sichtschneisen und Teichen, den Bau von Bänken und Unterkunftshütten, Erhalt alter Bäume und Totholz (Waldästhetik), Unterhaltung eines umfangreichen Wander- und Radwegenetzes, der Ausweisung von Loipen oder der Anlage von Lehrpfaden. Natürlich macht auch der Waldumbau den Wald für Besucher attraktiver.

Zunehmende Freizeitaktivitäten locken natürlich immer mehr Menschen in den Wald. Wildruhezonen waren bisher nicht erforderlich und sind bei angepassten Wildbeständen auch nicht notwendig. Durch intelligente Besucherstromlenkung gibt es abseits der Hauptwege genügend Ruhebereiche für Wildtiere. In diesen Bereichen wird auf touristische Infrastrukturen bewusst verzichtet.

## Interview mit Prof. Dr. Dr. Sven Herzog

*Sven Herzog studierte Forstwissenschaft, Biologie und Medizin, ist u.a. Inhaber der Dozentur für Wildbiologie und Jagdwirtschaft an der TU Dresden. Er ist Autor mehrerer Bücher (siehe Literaturhinweise).*

**Glauben Sie, dass das integrative Modell des Waldbaues, das Sachsenforst favorisiert, also der Hochwald mit strukturreichem Unterwuchs und möglichst geschlossenem Kronendach, alle Anforderungen an den Erhalt der biologischen Vielfalt erfüllt, beispielsweise auch für lichtliebende Arten?**

Waldbau ist zunächst einmal Waldwirtschaft, und das Produkt von Waldwirtschaft war und ist zunächst einmal Nutzholz. Und in Zukunft vielleicht auch CO<sub>2</sub>-Fixation. Dafür ist das Konzept gut geeignet. Ein Produkt „Biodiversität“ könnte mit anderen Wald(wirtschafts-)formen sicherlich in höherem Maße bereitgestellt werden. Allein: es gibt nicht mehr als alles, und es ist eine politische Entscheidung, welche „Produkte“ für eine Gesellschaft in Zukunft relevant sind und wo Prioritäten gesetzt werden.

**Wie sehen Sie in diesem Zusammenhang die Schutzbemühungen für das Birkhuhn und die dabei auftretenden Differenzen zwischen Naturschutz und Forstwirtschaft?**

Beim Thema Birkhuhn wäre vermutlich gar keine grundlegende Änderung des Waldwirtschaftskonzeptes erforderlich bzw. erforderlich gewesen. Das Birkhuhn hatte in den 1990er Jahren als Folge umfangreicher Freiflächen nach Waldschäden (besonders Rauchschadensflächen aus den 1970er und 1980er Jahren) zugenommen. Wir hatten seinerzeit die Situation intensiv untersucht und kamen zu der Empfehlung, dass es zunächst wichtig sei, in den Erzgebirgskammlagen, die forstlich (im Sinne einer Nutz- oder gar Wertholzproduktion) weniger relevant sind, Offenflächen zu erhalten. Das ist leider nicht in hinreichendem Umfang geschehen. Allerdings ist zu überlegen, ob wir die aktuellen Waldschadensflächen aus Trockenis und Borkenkäferkalamität der vergangenen Jahre in Zukunft zu einem geringen Teil offen halten können. Das wäre eine große Chance für viele Arten, nicht nur das Birkhuhn. Allerdings finden wir derartige Flächen oft in Lagen, in denen eine natürliche Wiederbesiedlung durch Birkhühner nicht zu erwarten ist.

**Was sind in ihren Augen Tierarten, auf deren Vorkommen das Westerzgebirge besonders stolz sein kann und für die ganz besonders auf vitale Populationen geachtet werden sollte?**

Da gibt es sicherlich viele Arten, die allerdings kaum jemand kennt. Ob das nun das Braunkehlchen oder die Kreuzotter oder der Rauhfußkauz ist, um nur einige Beispiele zu nennen. Unter den „klassischen“ charismatischen Arten sind natürlich das Birkhuhn und der Rothirsch zu nennen, beide haben sehr spezifische, aber jeweils sehr ernste Probleme in der Region.

**Wie sehen Sie das Verhältnis von natürlicher Waldverjüngung und Pflanzung? Ist für Sie die natürliche Sukzession auf Borkenkäfer- und Windwurfflächen eine Option?**

Wir müssen forstlich langfristig denken, und langfristig bedeutet über Jahrhunderte. Das haben offenbar manche Kollegen in den letzten Jahrzehnten kräftig wachsender Wälder und guter Holzpreise verlernt. Und da niemand in die Glaskugel blicken kann und weiß, was in 200 Jahren sein wird, ist es sicher eine interessante Option, Teile der Schadensflächen der Sukzession zu überlassen. Das sollte keinesfalls das Gros der Flächen sein, aber auf einigen Dutzend bis gelegentlich auch mal einigen hundert Hektar wäre das ein spannender Ansatz, der auch der Risikostreuung für die Zukunft dient. Allerdings sollten wir dann konsequent sein, und diese auch als Ruhezone für Wildtiere ausweisen und dort nicht jagen und strengere Betretungsregeln schaffen. Das ist im Rahmen der Jagd- und Waldgesetze bereits heute möglich.

**Welche Rolle sollten Naturwälder, also völlig ungenutzte Wälder spielen? Welchen Flächenanteil nehmen solche Flächen derzeit in der Region ein? Welcher Flächenanteil wäre für Sie angemessen oder akzeptabel? Sollten solche Flächen bejagt werden oder eher als Wildruhezone dienen?**

Dazu vorweg: in Mitteleuropa gibt es keinen Quadratmeter Waldboden, der nicht durch menschliche Aktivität überformt ist. Das bedeu-

tet, dass solche Naturwälder nicht die „Wiederherstellung“ früherer Urwälder sein können. Darüber müssen wir uns klar sein. Im Übrigen gilt das bereits gesagte: ja, es ist – kleinflächig – sinnvoll. Allerdings sollte das im Ermessen des Grundeigentümers stehen, ob dieser das möchte. Ich halte nichts von Bevormundung der Waldbesitzer. Und ja, es wäre absolut sinnvoll, diese dann auch zu Ruhezone zu erklären und nicht zu bejagen und strenge Betretungsregeln zu erlassen. Denn mit den dadurch geschaffenen Ruhezone könnten die Fraßeinwirkungen auf den übrigen, wirtschaftlich relevanten Beständen deutlich reduziert werden.

**Wie stehen Sie zur Einbringung fremdländischer, (scheinbar?) klimatoleranterer Gehölze?**

Die Rolle fremdländischer Gehölze sehe ich mit gemischten Gefühlen: Ich halte es für falsch, die Arten, die in den vergangenen Jahrhunderten bei uns Fuß gefasst haben (z.B. Robinie oder Douglasie), mit aller Gewalt zurückzudrängen oder gar ausrotten zu wollen. Darin sehe ich eine typische Fehlentwicklung deutscher Gründlichkeit. Allerdings wissen wir heute um mögliche – ökonomische und ökologische – Probleme, die schon dann auftreten, wenn wir Arten am falschen Standort einsetzen (siehe Fichte).

Als Forstgenetiker sehe ich daher die Zukunft nicht in irgendwelchen mediterranen Gehölzen. Wir hatten gerade ein Witterungsextrem in Form dreier besonders warmer, trockener Jahre. Genauso gut kann es in Zukunft extrem kalte Winter oder extrem lange Winter oder sehr späte Frostereignisse geben, die dann zum Ausfall solcher Spezies führen würden. Stattdessen sollten wir das ökologische Potential unserer heimischen Arten ausnutzen und vielleicht einer Naturverjüngung oder Pflanzung der Buche oder Tanne ein paar Prozent Individuen aus anderen Herkunftsgeländen beimischen, auch dies als Risikostreuung.

**Wie schätzen Sie die zukünftige Entwicklung von schwerer Technik (Harvester etc.) in der Forstwirtschaft und ihre Auswirkungen ein? Sind alternative Wege erforderlich und realistisch?**

Die Frage der Technik ist für mich weniger eine Frage der Auswirkungen auf den Wald. Diese sind bei sorgfältiger Arbeit kontrollierbar. Allerdings ist die Technisierung der Forstwirtschaft die Folge von Rationalisierungsmaßnahmen, nachdem menschliche Arbeit zu teuer geworden war und Personal in den Forstbetrieben abgebaut wurde. Und genau diese Menschen, Waldarbeiter und deren Helfer, fehlten in den vergangenen drei Jahren, als sich Trocknisschäden zu einer Borkenkäferkalamität ausweiteten.

**Könnten Sie uns die aktuelle Jagdstrategie von Sachsenforst und deren Ziele kurz beschreiben? Sehen Sie Verbesserungsmöglichkeiten, beispielsweise von Wildbiologen empfohlene Methoden wie Schwerpunktbejagung, Intervallbejagung, Ruhezone, keine Bejagung in den Übergangsbereichen zum Offenland?**

Die Jagdstrategie von Sachsenforst sollte besser jemand aus dem Unternehmen erläutern.

Die von Ihnen angesprochenen Verbesserungsmöglichkeiten sehe ich. Schwerpunktbejagung ist nach unseren Erkenntnissen die Methode der Wahl, wenn waldbauliche Ziele wichtig sind. Intervallbejagung bedeutet, dass der Revierförster mal ein paar Wochen in Ruhe Urlaub machen kann. Oder sie ist dann wichtig, wenn aus Naturschutzgründen (Seeadler, Rastgebiete etc.) eine Fläche passager beruhigt werden soll. Für die Waldwirtschaft bringt dieses Konzept eher wenig.

Ruhezone und jagdberuhigte Äsungsflächen (jeweils mindestens fünf Prozent der Holzbodenfläche) wären dringend erforderlich. Damit könnten Schäden drastisch reduziert werden. Gleiches gilt für einen Verzicht auf Bejagung der Übergangszonen zum Offenland. Da gibt es große Verbesserungspotentiale. Auch die Kirschjagd (zumindest in der Vergangenheit soll es so etwas gegeben haben) auf Rehwild im Wald ist als ausgesprochen fragwürdig zu bewerten.

**Rotwildpopulationen lassen sich sicher nur revierübergreifend managen und steuern. Welche Rolle messen Sie dabei den privaten Jägern und den Hegegemeinschaften zu? Welche Möglichkeiten der Kooperation sehen Sie? Wie steht es damit derzeit?**

Revierübergreifendes Management ist sinnvoll und wichtig, revierübergreifende Bejagung nicht unbedingt! Letzteres kann aus waldbaulicher Sicht sogar kontraproduktiv sein.



Für das Management in der Fläche sind Hegegemeinschaften und der Einbezug aller, privater Jäger, privater Forstbetriebe und öffentlicher Forstbetriebe außerordentlich wichtig. Der aktuelle Konflikt im Westerzgebirge zeigt das deutlich.

### **Wie stehen Sie zu Verbisschutzmaßnahmen wie Zäunung und Einzelbaumschutz?**

Es handelt sich um forstliches Handwerkszeug. Zäunung sollte möglichst wenig stattfinden, da damit Lebensraum verlorengeht und Verletzungsrisiken für Wildtiere geschaffen werden, wenn die Zäune nicht wieder fachgerecht abgebaut werden. Einzelbaumschutz halte ich für notwendig, wenn attraktive Mischbaumarten in geringer Zahl eingebracht werden. Hierbei permanent auf die Kosten zu verweisen, halte ich aus verschiedenen Gründen für unangebracht. Zum einen brauchen wir in Zukunft tendenziell wieder mehr statt weniger Beschäftigte im Wald (siehe oben), zum anderen kostet intensive Bejagung, die ja gerne als Alternative zum Einzelschutz gesehen wird, deutlich mehr.

### **Wie stehen Sie zur Winterfütterung?**

Sie ist jagdliches und forstliches Handwerkszeug. Ein Werkzeug kann man gebrauchen oder mißbrauchen. Sinnvoll eingesetzt, ist sie wichtig, um Wildschäden zu vermeiden, aber sie ist auch aus Tierwohlgründen erforderlich.

Das hat zwei Gründe:

1. in der Natur erfahren die Wildtiere deutlich weniger Störungen als in unserer Kultur- und Freizeitlandschaft. Während im Urwald nur alle zwei oder drei Wochen einmal ein Wolfsrudel oder ein Luchs Stress bereitet, haben wir bei uns Dauerstress für die Tiere. Bejagung und Freizeitnutzung sind die zentralen Probleme. Die Tiere können also nicht in den „Ruhezustand“ gelangen, den sie normalerweise brauchen, um den Winter zu überstehen. Das führt zu hohen Energieverlusten über den Winter, die nur ausgeglichen werden können, wenn mehr Gehölzvegetation aufgenommen wird. Das bedeutet Schäden an Forstpflanzen. Oder die Tiere verhungern. Doch vorher fressen sie wiederum Forstpflanzen.

2. im Erzgebirge überwintert das Rotwild in seinem Sommerlebensraum. Normalerweise wäre im Winter weniger Rotwild in den höheren Lagen, und viel mehr Rotwild in den Auwäldern etwa entlang der Mulde oder der Elbe. Diese Auwälder gibt es heute nicht mehr, dort sind heute Siedlungen oder Agrarflächen.

Fazit: wenn wir Menschen den Wildtieren Lebensraum und Nahrung entziehen, und dann verlangen, dass sich die Tiere „natürlich“ ernähren, aber bitteschön dabei keinen Schaden anrichten, dann ist das purer Zynismus.

### **Der Tierschutz wurde 2002 ins Grundgesetz als Staatsziel aufgenommen. Zunehmend mehr Menschen ist das Tierwohl wichtig, sowohl der landwirtschaftlichen Nutztiere als auch der Wildtiere. In der Jagdstatistik 2019/20 taucht tim Forstrevier Eibenstock kein Rothirsch älter als 5 Jahre mehr auf, obwohl diese erst mit über 10 Jahren ihre beste Zeit haben und durchaus 20 Jahre erreichen können. Glauben Sie, dass diese durch ein ausgeprägtes Sozialleben gekennzeichnete Art im Erzgebirge derzeit ein art- und tiergerechtes Leben führen kann?**

Das kann diese Tierart so sicher nicht. Das ist ein weiteres Problem, wenn sich Menschen von den Grundgedanken der Nachhaltigkeit, in diesem Fall jagdlicher Nachhaltigkeit, lösen, und allerlei Partikularinteressen in den Vordergrund stellen. Hier wäre eine starke Hegegemeinschaft mit entsprechenden Sanktionsmöglichkeiten gefragt. Und starke, unabhängige Jagdbehörden. Ich bin beileibe kein Mensch, der „law-and-order“ Konzepte bevorzugt, doch dies ist wohl ein Thema, wo wir diese brauchen. Zu viel Freiwilligkeit ist hier ganz offensichtlich der falsche Weg.

### **Der Wildverbiss liegt im Forstbezirk Eibenstock mittlerweile unter 5 %, obwohl bei Sachsenforst 15 % als tolerabel gelten. Ist das für Sie ein Anzeichen, dass man die Intensität der Bejagung herabsetzen könnte oder welche Kriterien dahingehend sind für Sie relevant?**

Die Verbissintensität ist aus fachlicher Sicht kein unmittelbares Regulatorium für die Bejagungsintensität. Die prozentual geringere Verbissintensität hat sicher verschiedene Gründe, ich vermute mal, dass sich ein besserer Lebensraum durch den Waldbau bemerkbar macht, gerade

in Bezug auf das Rehwild. Ich bin aufgrund unserer Forschungsergebnisse schon lange der Ansicht, dass die flächendeckende intensive Bejagung nur wenig bezüglich der Verbissreduktion bringt. Wir sollten definitiv weniger, aber konzentrierter jagen, im Sinne von Schwerpunktjagdskonzepten die Bejagung auf konkrete Verjüngungsflächen und –komplexe fokussieren.

### **Halten Sie es für wünschenswert und realistisch, dem Wild und insbesondere dem Rothirsch als eine das Offen- und Halboffenland bevorzugende Art diesen Lebensraum wieder mehr zu erschließen und damit den Wald zu entlasten und die Erlebbarkeit von Wild für Bewohner und Besucher der Region zu ermöglichen? Welche Rolle käme den privaten Jägern dabei zu?**

Das wäre ein wichtiges Ziel. Allerdings sehe ich hier gerade die großen Forstbetriebe in der Pflicht, die (jagdberuhigte!) Offenflächen am ehesten kurzfristig bereitstellen können. Warum nicht fünf Prozent der Kalamitätsflächen zu Wildwiesen machen? Sodann sehe ich die Landwirtschaft in der Pflicht. Einschließlich der Agrarpolitik. Wir bezahlen Landwirte mit mehreren hundert Euro Steuergeldern pro Hektar und Jahr für bestimmte Dinge. Warum sollten solche Konzepte nicht auch förderfähig sein? Leider erweist sich unsere EU- aber auch bundesdeutsche Agrarpolitik hier als sehr beratungsresistent.

### **Halten Sie das Westerzgebirge für einen geeigneten Lebensraum für große Beutegreifer wie Wolf, Bär oder Luchs? Welche Rolle spielen dabei die Hauptbeutetiere Reh, Hirsch und Wildschwein? Wie schätzen Sie die Akzeptanz der lokalen Bevölkerung für diese Tiere ein? Was braucht es, damit ein harmonisches Zusammenleben im Erzgebirge funktionieren kann?**

Das wäre ein weiteres abendfüllendes Thema. In Kürze: nicht die Tiere sind das Problem, sondern der Mensch. Alle genannten Species könnten aus Sicht der jeweiligen Art im Westerzgebirge gut leben. Die Frage ist: wie ernst ist es uns Menschen damit? Menschen müssten wieder lernen, dass Natur nicht nur schön ist, sondern auch Risiken birgt. Und dass man Eigenverantwortung für das eigene Handeln übernehmen muss. Wenn man gleich fragt, wen man verklagen kann, wenn man über eine Wurzel gestolpert ist oder vom Bären erschreckt wurde, dann hat unsere Gesellschaft ein Problem.

Wenn wir den Wolf und den Luchs wollen, aber die Dichten ihrer Beutetiere aus (zunächst einmal völlig legitimen) land- und forstwirtschaftlichen Gründen niedrig bleiben sollen, dann hat unsere Gesellschaft ein Problem.

Wenn Wölfe zunehmend die Scheu vor dem Menschen verlieren, doch bei Fragen des Herdenschutzes lediglich über immer höhere Zäune nachgedacht wird (oder werden darf?), dann hat unsere Gesellschaft ebenfalls ein Problem.

Für ein harmonisches Zusammenleben müssten einige dieser Probleme gelöst werden.

### **Welche Bedeutung hat für Sie die Erholungsfunktion des Waldes? Als wie relevant schätzen Sie die Störung von Wildtieren durch menschliche Freizeitaktivitäten im Erzgebirge ein, insbesondere auch im Winter? Sind aus Ihrer Sicht Einschränkungen notwendig, beispielsweise durch Wildruhezonen?**

Das meiste wurde bereits erwähnt: die Erholungsfunktion des Waldes ist selbstverständlich wichtig. Die Rechte der Erholungssuchenden werden in Deutschland allerdings sehr zugunsten des Tier- und Artenschutzes und zugunsten der Grundeigentümer ausgeweitet. Da sind andere europäische Länder schon weiter.

Wichtig wäre, mittel- bis langfristig von einem weitgehend unstrukturierten und unspezifischen Betretungsrecht der Landschaft wieder wegzukommen. Waldbetretung auf Wegen und tagsüber auch außerhalb wäre eine gute Basis, die von den meisten Menschen auch akzeptiert würde. Das wissen wir aus Umfragen. Leider gibt es immer einen kleinen Teil, der unbelehrbar oder einfach nur extrem egoistisch ist. Daher wird hier Freiwilligkeit allein kaum funktionieren.

Aber wir sollten unbedingt den Rahmen ausnutzen, den das derzeitige Recht bereitstellt. Wildruhezonen sind da ein guter Anfang.

Und schließlich: Jäger wie Forstleute sollten mit gutem Beispiel vorangehen, indem sie zur Setz- und Brutzeit im Frühjahr und Frühsommer und im Hoch- und Spätwinter die Jagd ruhen lassen.

# Wie sieht der Wald der Zukunft aus?

## Ein gedanklicher Waldspaziergang



Foto: Matthias Scheffler

Ein warmer Tag im Sommer 2100, wir schlagen bei unserem Spaziergang den Weg Richtung Wald ein. Die ersten Bäume tauchen am Rande der Siedlung auf. Nach einigen Metern wandelt sich der Schotterweg in einen Waldweg, leicht federt er unter unseren Füßen. Kühle Luft empfängt uns, es riecht nach Moos und Holz. Wir stehen im Wald. Doch wie sieht dieser Wald aus? Was wünschen wir uns, wie soll er aussehen?

In den Altersmaßstäben eines Waldes ist dieser Sommer 2100 gar nicht mehr so weit entfernt. Viele von uns werden das Jahr nicht mehr erleben. Sich vorzustellen, wie es dann sein wird, übersteigt oft unsere Vorstellungskraft. Doch eine Rotbuche, die heute gepflanzt wird, ist im Jahr 2100 noch ein junger Baum, sie



Foto: Matthias Scheffler

könnte bis zu 300 Jahre alt werden. Die junge Weißtanne am Wegesrand könnte auch im Jahr 2400 noch dort stehen, wenn es gut für sie läuft. Zeitdimensionen, die für uns Menschen schwer zu überblicken sind. Und doch versuchen wir genau das, wenn wir Forstwirtschaft, Waldbau und Waldumbau betreiben. Wenn wir heute Bäume pflanzen und Wälder bewirtschaften, müssen wir uns also fragen: Welchen Wald wollen wir im Jahr 2050 oder 2250 haben? Welchen Wald wollen wir unseren Kindern, Enkeln und Urenkeln übergeben? Und dieser Wald wird in einer anderen Welt stehen, als wir sie kennen. Vor allem auch in ei-

nem anderen Klima.

Wir können nicht wissen, wie genau dieses Klima aussehen wird. Klimaveränderungen sind eine komplexe Angelegenheit und welche Maßnahmen die Menschheit in den nächsten Jahren und Jahrzehnten ergreifen wird, um eine Klimakatastrophe noch abzumildern, wie erfolgreich wir damit sein werden, ist ungewiss. Doch es ist heute schon erlebbar, dass die Winter in Deutschland milder, feuchter werden und die Sommer heißer und trockener. Wenn wir uns die vergangenen trockenen Sommer anschauen, muss man sagen: Wir sind schon mittendrin. Und unserem Wald geht es an vielen Orten nicht besonders gut dabei. Was also tun?

Der Wald im Jahr 2100, in dem wir gedanklich gerade stehen, musste schon einer Vielzahl von Bedrohungen standhalten: Dürre, Spätfrost, Starkregen, Sturm, Insektenbefall. Wie hat er es geschafft? Auch ich kann nicht in die Zukunft blicken, doch aus den Erfahrungen und Beobachtungen von FörsterInnen und WissenschaftlerInnen lässt sich ein Bild, eine Vision bauen, wie es klappen könnte.

Wir gehen weiter auf unserem Spaziergang im Jahr 2100, tauchen tiefer in das dichte Grün ein und stellen fest: Er sieht anders aus als der Wald, durch den wir im Jahr 2020 gewandert sind. Doch erste Anzeichen ließen sich schon damals erkennen. Der wenig strukturreiche, monotone Fichtenwald ist verschwunden. Wir laufen vorbei an Tannen, die in den letzten Jahrzehnten zu mächtigen Bäumen herangewachsen sind. Demnächst werden die ersten geerntet werden, sie sind bald 100 Jahre alt, eigentlich noch junge Bäume. Ihre Wurzeln reichen tiefer als die der Fichten, sie hatten es darum etwas leichter bei Trockenheit und Stürmen. Dazwischen stehen aber immer noch Fichten, auch Buchen finden wir und den ein oder anderen Bergahorn. Laubbäume leiten dank ihrer trichterförmigen Aststruktur besonders viel Regenwasser den Stamm hinunter, auf diese Weise gelangt mehr Wasser in den Boden. Mit ihren dichten Kronen halten sie außerdem die Feuchtigkeit und kühle Luft im Wald. Es ist ein artenreicher Mischwald, kein reiner Nadelwald, durch den wir wandern. Die Buche würde natürlicherweise in unseren heimischen Wäldern dominieren, in höheren Lagen wie im Erzgebirge gesellen sich Tannen und Fichten dazu. Je nach Standort wachsen Eichen, Ahorne, Linden oder Wildkirschen. Unser Zukunftswald ist divers, denn wir wissen nicht, welche Baumarten langfristig mit all den Veränderungen gut klar kommen werden. Wir kommen an einem Waldstück vorbei, an dem bereits einige große Bäume geerntet wurden. Licht gelangt auf den Boden und die nächste Waldgeneration steht schon in den Startlöchern. Nun, da von allen Baumarten auch alte Bäume vorhanden sind, kann immer mehr auf Naturverjüngung gesetzt werden, es müssen weniger Bäume von Hand gepflanzt werden. Die Natur sorgt für zahlreiche Nachkommen. Nicht alle werden es schaffen, aber das ist eingeplant, die Überproduktion eine Strategie der Natur. Einige überleben den nächsten Spätfrost vielleicht nicht, andere verlieren in der Konkurrenz um das Licht. Rehe werden einen Teil der Bäume verbeißen, doch wenn die Wildbestände nicht zu hoch sind, es eine gute Jagdstrategie und sinnvolles Wildtiermanagement gibt, werden genug Bäumchen trotzdem groß werden. An den besonders lichtreichen Stellen finden wir sogar Vogelbeeren und Birken, die langsam groß

werden. Diese fressen die Rehe sowieso viel lieber, als die für unsere Forstwirtschaft wichtigen Tannen und Buchen.

Wir gehen weiter, den federnden Waldweg unter unseren Füßen. Der Wald hat nicht nur Bäume unterschiedlichen Alters zu bieten, er sieht noch aus einem anderen Grund unaufgeräumter aus, als wir ihn von früher kennen. Es steht und liegt mehr Totholz herum. Wir gehen zu einer umgefallenen Tanne hin und legen unsere Hand auf das modernde Holz. Es ist feucht. Totholz speichert über relativ lange Zeit Wasser, so dass selbst im Hochsommer noch einige Feuchtigkeit im Wald verbleibt. Zusätzlich speichert es Kohlenstoff. Zwar wird bei der Zersetzung des Holzes auch wieder CO<sub>2</sub> frei, doch das sind kleine Mengen über einen langen Zeitraum und viel Kohlenstoff wird stattdessen im Boden gespeichert. Deutlich länger wird so CO<sub>2</sub> gebunden, als wenn wir den Baum fällen und verbrennen oder als Verpackungsmaterial nutzen würden, denn das ist weder besonders nachhaltig, noch wirklich CO<sub>2</sub> neutral. Die geernteten Bäume, die neben uns am Wegesrand gestapelt sind, werden darum überwiegend für den Bau von langlebigen Möbeln oder Holzhäusern verwendet.

Die Art, wie der Wald bewirtschaftet wird, entscheidet auch darüber, wie resistent er ist. Es sind nicht die Baumarten allein, die den Ausschlag geben. Außerdem bietet dieser Wald auch einen Lebensraum für eine Vielzahl an tierischen Bewohnern.



Trawerschnäpper, Foto: Jan Gläßer

Eichhörnchen huschen durchs Unterholz, ein verschlafener Waldkauz blinzelt uns aus seiner Baumhöhle zu, ein Reh flüchtet vor unseren herannahenden Schritten. Ein artenreiches Waldökosystem ist resilient, also widerstandsfähig, es kommt mit Veränderungen besser zurecht, denn der Wald kann sich anpassen.

Doch obwohl artenreiche Laubmischwälder widerstandsfähiger sind, hatten auch sie 2019 und 2020 vielerorts mit der Dürre und der Hitze zu kämpfen. Und das Klima wird 2100 nicht einfacher für sie werden. Experten und Expertinnen streiten darüber, welche Baumarten heute gepflanzt werden sollten. Finden wir auf unserem gedanklichen Spaziergang im Zukunftswald auch vermehrt Roteichen aus Nordamerika, Zedern aus dem Libanon? Kommen die italienischen Buchen nicht besser mit der Sommerhitze klar? Die einen setzen auf Baumarten, die schon heute in dem für 2100 in Deutschland prognostizierten Klima leben und uns daher vielleicht auch in ein paar 100 Jahren mit stabilen Wäldern und Holz versorgen könnten. Die anderen halten dagegen, dass unsere heimischen Baumarten anpassungsfähig sind, dass unsere Art der Waldbewirtschaftung und -nutzung ausschlaggebend sein wird. Es gibt Studien, die zeigen, dass Bäume schon nach drei Jahren in der Lage waren, auf die Trockenheit zu reagieren und sorgsamer mit ihrem Wasser umgehen. Unterschätzen wir die Lernfähigkeit und Anpassungsmöglichkei-

ten der Natur? Wissen wir wirklich besser, was sie braucht und was die Zukunft bringen wird? Unzählige Lebewesen in unseren Wäldern sind an unsere heimischen Baumarten angepasst. Es verbindet sie ein feines Netz, gesponnen in jahrtausendelanger gemeinsamer Evolution und wir Menschen verstehen es noch nicht einmal zu 100 Prozent. Dieses Netz gibt es nicht zwischen unseren heimischen Käfern oder Vögeln und den Baumarten aus Nordamerika und dem Orient. Wie viel machen wir kaputt, wenn wir denken, wir wüssten es besser?

Die meisten von uns werden im Jahr 2100 keine Waldspaziergänge mehr machen. Doch wir legen heute den Grundstein dafür, wie dieser Wald aussieht, in welchem Wald unserer Kinder,

Enkel oder Urenkel spazieren gehen, ihr Holz ernten, einen Specht beobachten, Pilze sammeln. Heute kämpfen wir mit den Entscheidungen vorangegangener Generationen, den sturmanfälligen und borkenkäfergeplagten Fichtenmonokulturen. Wir wissen nicht,



Foto: Karolin Prött

wie die Welt in 100 oder 300 Jahren aussehen wird. Doch wir können beobachten und lernen. Wir können Vielfalt walten lassen, verschiedene Wege ausprobieren in der Bewirtschaftung und der Baumartenwahl, sowie auch auf den Einfallsreichtum der Natur setzen, sie selbst entscheiden lassen. Vielleicht ist unser gedanklicher Waldspaziergang dann am Ende gar nicht so naiv-optimistisch, sondern kann Realität werden.



Foto: Matthias Scheffler

„Entblättern wir also die verkleidete Natur wieder. Machen wir aus den Waldökosystemen wieder Wälder mit Bäumen und Getier, aus Feuchtgebiets-Ökosystemen wieder Auen oder schöne Seen mit verlandenden Ufern voller Leben und mit den Menschen, die sich daran erfreuen.“

Josef H, Reichholf

Karolin Prött

# Der Wald: Mehr als lauter Bäume

## Von den Wohlfahrtswirkungen des Waldes



Foto: Matthias Scheffler

*„Mehr noch als sein Holz, mehr noch als die Atemluft, die er uns kühlt und säubert, das Wasser, das er uns filtert und bewahrt, die Stille, die er schafft, und den Boden, den er festhält, brauchen wir seine geistigen Wohlfahrtswirkungen: den Wald nicht nur als grüne Menschenfreude, sondern als den Ort, an dem das uns verloren gegangene Naturmaß bewahrt wird.“*

Horst Stern (1922-2019)

**Wussten Sie schon, dass 55 Mio. Menschen den Wald mindestens einmal im Jahr besuchen, und die Hälfte der Deutschen sogar aller 2 Wochen oder noch öfter?**

(<https://www.sdw.de/waldwissen/wald-faq/index.html>)

### Der Wald als „Multitalent“

Der Wald erfüllt für uns eine Vielzahl an Funktionen. Unter anderem leistet er einen wesentlichen Beitrag zur Sicherheit von Mensch und Umwelt. Hier erfüllt er die sogenannte Schutzfunktion. Er speichert und reinigt Wasser, schützt vor Überschwemmungen, vor Bodenerosion und Lawinen. Darüber hinaus schützt der Wald vor Lärm und filtert die Luft. Der Wald hat eine ausgleichende Wirkung auf verschiedene Klimafaktoren, z.B. bindet er Kohlenstoff aus der Atmosphäre und trägt somit zur Reduzierung des Treibhauseffekts bei. Außerdem bietet er schützenden Lebensraum für zahlreiche Tier- und Pflanzenarten und leistet damit einen wesentlichen Beitrag zum Biotop- und Artenschutz. Der Wald ist ein regeneratives System und eine Rohstoffquelle, welche stetig an Wert gewinnt. Ob das gut oder schlecht ist, liegt natürlich auch im Auge des Betrachters und hängt stark davon ab, wie wir mit dem Holz umgehen (siehe Beitrag „Naturwälder“). Damit wären wir bei der Nutzfunktion, der Erzeugung und Ernte des Rohstoffes Holz. Der Wald liefert uns diesen nachwachsenden, kohlendioxidneutralen und umweltfreundlichen Energieträger und Rohstoff. Die Waldbewirtschaftung erhöht ebenfalls die Attraktivität und Erholungseignung des Waldes für die Besucher. Natürlich ist auch hier ein gewisser Beigeschmack zu beachten. Oftmals lässt die Holzernte

diese genannte Attraktivität unserer Wälder kurzzeitig wieder sinken, der Anblick der hinterlassenen Fahrspuren und das übrig gebliebene Reißig sorgen bei so manchem Bürger für einen Anflug von Panik. Nach ein paar Wochen haben sich aber auch hier die Wogen meistens wieder geglättet. Durch die Bewirtschaftung wird den Besuchern grundsätzlich mehr Sicherheit geboten, Gefahren vor umfallenden Bäumen oder herabfallenden Ästen werden gemildert. Außerdem kann der Besucher die befestigten Wege der Holzabfuhr bequem zum Radfahren, Wandern oder einfach für ausgedehnte Spaziergänge nutzen. Der Wald bietet direkt oder indirekt bundesweit ca. 1,2 Millionen Menschen einen Arbeitsplatz. Der Holzeinschlag und der daraus resultierende Holzverkauf sichern zu einem gewissen Teil den Wald von morgen und somit ebenfalls seine Schutz- und Erholungsleistungen. Die Nutzung einerseits und die Erholung andererseits lassen sich oder sollten sich unproblematisch miteinander vereinen lassen, so zumindest der Wunschgedanke. Der Staatsbetrieb Sachsenforst hat sich vor allem in den letzten Jahren vermehrt um einen Einklang von Nutz- und Erholungsfunktion bemüht. So sind zuweilen neue Schutzhütten für Wanderer etc. aufgestellt und auch Lehrpfadtafeln erneuert und erweitert worden. Die Erholungsfunktion hat in siedlungsnahen Wäldern eine besondere Bedeutung.

### Der Wald als „Wohlfühlort“



Foto: Constanze Schwabe

Unser Wald übt auf viele eine große Anziehungskraft aus. Für viele Menschen ist er auch ein Zentrum zum Erhalt der Leistungsfähigkeit und Gesundheit. Er dient wie keine andere Landnutzungsform der physischen und psychischen Regeneration des Menschen. Aktivitäten wie Radfahren, Joggen, Wandern, Reiten, Mountainbiking, Geocaching und Spazierengehen sind im Wald problemlos möglich. Im Wald herrscht ein ausgeglichenes, reizarmes und schonendes Klima. Im Sommer bietet der Wald zudem einen Erholungsort gegen die Hitze. Die Waldluft ist mit natürlichen Duftstoffen angereichert, weswegen uns die Waldluft auch so guttut. Ein Ort der Ruhe, der Entspannung oder einfach ein Ort, an dem der Besucher das Alltagsgeschehen und den Stress schnell vergessen kann. Auch zahlreiche Kindertagesstätten oder Schulklassen nutzen den Wald gern als Ausflugsziel. Eine Rolle spielt in diesem Zusammenhang auch die waldbezogene Umweltbildung oder Waldpäda-

gogik. Diese Form der Pädagogik will altersgerecht und auf die jeweilige Gruppe zugeschnitten für den Umgang mit dem Wald sensibilisieren und zu einem zukunftsfähigen Handeln motivieren. Es ist kein Geheimnis, dass das Lernen in der freien Natur nachweislich zu einer höheren Aufnahmefähigkeit beiträgt. Das Lernen mit und in der Natur fördert das ganzheitliche Zusammenspiel von Kopf, Herz und Hand – wie es durch Johann Heinrich Pestalozzi (1746-1827) beschrieben wurde, denn für ihn ist dies ein unzertrennlicher Zusammenhang und drückt die Gleichwertigkeit und Bedeutung des Zusammenspieles dieser drei Komponenten aus. Vor allem jetzt durch die andauernde Corona-Krise wird der Wald als Rückzugsort noch häufiger aufgesucht. In einer solchen Situation erweist sich der Wald als willkommener Gastgeber. Immer mehr Menschen finden zudem Gefallen am sogenannten „Waldbaden“. Dieser Begriff oder besser gesagt diese Form der Entspannung kommt ursprünglich aus Japan und ist bekannt unter dem Namen: „shinrin yoku“. Die Beliebtheit wird auch hierzulande immer größer, es gibt bereits verschiedene Weiterbildungsmöglichkeiten, um selbst Teil dieses Angebots zu werden. Ohne Frage ist es ein Genuss, bei Sonnenschein durch die duftenden Wälder vor der Haustür zu schlendern, schon ein 15-minütiger Aufenthalt kann sich positiv auf unser Herz-Kreislauf-System auswirken.

### Der Mensch als Störfaktor

Grundsätzlich ist das Betreten des Waldes zum Zwecke der Erholung laut §14 des Bundeswaldgesetzes gestattet. Das ist durchaus keine Selbstverständlichkeit und in vielen anderen europäischen Ländern nicht so problemlos möglich. Man sollte sich aber auch bewusst machen, dass man hier in einem Lebensraum zu Gast ist und sich sprichwörtlich nicht wie die Axt im Walde verhalten. Der Wald ist nicht nur eine Ansammlung von Bäumen, die sich durch uns Menschen wenig gestört fühlen, sondern auch Lebensraum zahlreicher Tiere, die damit unter Umständen schon eher ein Problem haben. Wildtiere sind aber durchaus anpassungsfähig und können mit Störungen leben, solange sie nicht dauerhaft werden und für die Wildtiere „einschätzbar“ bleiben. Das Verbleiben auf den dafür vorgesehenen Wegen senkt die Konfliktrate enorm, durch die Akzeptanz dieser unsichtbaren Grenze respektieren Sie den Lebensraum unserer Wildtiere und die werden es Ihnen danken. Gerade in der Brut- und Setzzeit ist diese Rücksichtnahme sehr wünschenswert. In dieser Zeit werden die Jungtiere geboren und aufgezogen. Die Elterntiere stehen dann zusätzlich unter Stress und sind für Störungen besonders anfällig. Ein ausgedehnter Spaziergang außerhalb der Wege und ein herumklettern im Unterholz ist zwar grundsätzlich nicht verboten, sollte aber eher auf das Ende dieser Zeit verlegt werden oder besser ganz unterbleiben. In der Regel gilt der Zeitraum der besonderen Rücksichtnahme von März bis Mitte Juli, auch Hundebesitzer sollten hier etwas vermehrt auf ihren Begleiter achten. Bei den Arten, die bejagt werden und ständig auf der Hut sein müssen, ist das allerdings komplizierter. Ein weiterer interessanterer Aspekt für die Stressreduzierung und die Etablierung von möglichst naturnahen Wäldern in Einklang mit dem Wild sind deshalb Wildruhezonen. Die Schweiz und Österreich sind uns hier weit voraus. Zwar wird die Zugänglichkeit einiger Bereiche für die Öffentlichkeit und die Nutzer dann etwas eingeschränkt. Andererseits wird die biologische Vielfalt der Landschaft an sich und damit ihr Erlebnis- und Erholungswert als Ganzes erheblich erhöht. Im Ergebnis verschiedener Projekte ist bekannt, dass durch die in absehbarer Zeit zu erwartenden Verhaltensänderungen beim Schalenwild wieder eine erhöhte Sichtbarkeit und Hörbarkeit

resultiert. Ein Naturerlebnis und eine Naturerfahrung, auf die viele Menschen und Erholungssuchende großen Wert legen und der auch für unsere Region wünschenswert ist und unbedingt angestrebt werden sollte. Ein Wehmutstropfen in dieser aktuellen Zeit ist auch die „einfache“ Entsorgung jeglichen Unrates in unseren Wäldern. Unser aktuell stetiger Begleiter, der Mund-Nasen-Schutz, begegnet uns momentan nicht selten zerknüllt und ramponiert auf Waldwegen, ebenfalls wird auch gern sämtlicher Verpackungsmüll oder gar der komplette Gartenabfall im Wald entsorgt. Keine Frage, natürlich wäre es schön an einer Bank, die zu einer Rast einlädt, einen Mülleimer vorzufinden. Doch auch wenn dies nicht der Fall ist, tut es nicht weh, seinen Müll wieder mitzunehmen und Zuhause wie gewohnt



Foto: Constanze Schwabe

zu entsorgen. Auch Gartenabfälle gehören nicht in den Wald, denn Grün ist nicht gleich Grün und dies ist kein Kavaliersdelikt. Diese weggeworfenen Dinge können für Tiere zur Gefahr werden und auch bei Gartenabfällen kann es zur ungewollten Ausbreitung so mancher Gartenpflanze kommen. Der Wald ist ein sensibles Ökosystem und durch das Verrotten der Gartenabfälle wird unter anderem die Nährstoffzusammensetzung gestört. Ebenso kann es durch Gartenabfälle zum Nitrateintrag in unsere Waldböden kommen, letztendlich findet sich dieses in unserem Grundwasser wieder und schadet der Wasserqualität. Die Entsorgung von Grünschnitt ist an mehreren Plätzen, für ein meist sehr kleines Entgelt, auch im Erzgebirgskreis möglich. Anlaufstelle ist z.B. der Wertstoffhof Schwarzenberg, Straße der Einheit 90 in 08340 Schwarzenberg. Damit wir auch in Zukunft gemeinsam den Wald als Erholungsort nutzen und genießen können.



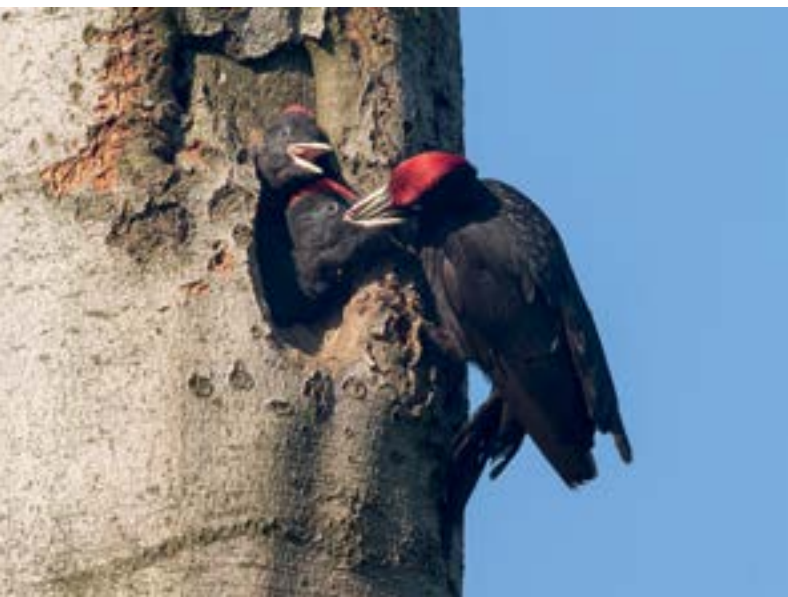
Foto: Luise Eichhorn

*„Mehr als die Vergangenheit interessiert mich die Zukunft, denn in der gedenke ich zu leben.“  
Albert Einstein (1879-1955)*

Constanze Schwabe

# Adresse: Alte Baumhöhle 7

## Ein Text über die Baumeister des Waldes



Schwarzspecht, Foto: Jan Gläßer

*„Der Specht ist ein seriöser Handwerker. Er zeigt uns die uns allen innewohnende Begabung zur ernsthaften Beschäftigung mit der Welt auf, er zeigt uns die Befähigung auf, eine Sache gut zu machen, weil es die Sache selbst verlangt, daß sie gut gemacht werde.“*  
Jürgen Roth, Thomas Roth

Jetzt im Frühling können wir ihn auf vielen Waldspaziergängen hören: ein virtuoses Trommeln kündigt von seiner Anwesenheit. Mit einem aufmerksamen Blick nach oben und etwas Glück



Buntspecht, Foto: Jan Gläßer

zurzeit wahrscheinlich gar nicht vorkommt. Der ebenfalls in diesen Farben gekleidete Weißrückenspecht ist wiederum etwas größer als ein Buntspecht. Ohne Rot im Gefieder kommt der Dreizehenspecht daher, in grün und grau gefärbt treffen wir sowohl den Grauspecht als auch den Grünspecht an, wenn auch eher im Erzgebirgsvorland und bis in die mittleren Lagen. Dann wäre da noch der größte unserer heimischen Spechte, der

kann man ihn häufig beobachten, den Zimmermann des Waldes – den Specht. Doch um welche Spechtart handelt es sich? Tatsächlich gibt es in Deutschland neun verschiedene Arten. Der wohl bekannteste und häufigste unter ihnen ist der Buntspecht mit seinem hübschen schwarz-weiß-roten Gefieder, den wir auch im Westergelbge regelmäßig antreffen können. Der Mittelspecht und der nur sperlingsgroße Kleinspecht sehen ihm sehr ähnlich, sind aber etwas kleiner und seltener zu finden, wobei der Mittelspecht im Westergelbge

Schwarzspecht. Er ist im ganzen Westergelbge ein regelmäßiger Brutvogel. Der wohl untypischste Specht ist der Wendehals, den man bei uns leider nur selten beobachten wird. Er ist der einzige unserer Spechte, der uns im Winter verlässt und die kalte Jahreszeit südlich der Sahara verbringt. Außerdem betätigt sich der Wendehals nicht selbst als Zimmermann, sondern brütet einfach in den alten Höhlen der anderen oder auch in Nistkästen. Er bevorzugt dabei vor allem halboffene Landschaften mit alten Bäumen und ist nicht im geschlossenen, dichten Wald anzutreffen. Doch sowieso sind unsere Spechte längst nicht mehr nur im tiefen Wald zuhause. Friedhöfe, Parks oder große Gärten mit alten Bäumen sowie Streuobstwiesen sind ebenso ihr Revier wie die Wälder.

Spechte singen nicht wie andere Vögel, sie sind nicht im Chor zu finden, sondern bevorzugen eher das Schlagzeug. Doch ihr Trommeln kann sowohl „hier bin ich zuhause“ als auch „ich suche eine Partnerin“ bedeuten. Oder einen Partner, denn bei den Spechten trommeln beide Geschlechter leidenschaftlich gerne. Bäume sind gute Resonanzkörper und das Getrommel ist daher weit durch den Wald hörbar. Spechte haben aber auch Warn- und Balzrufe. Die meisten von uns erkennen nur wahrscheinlich nicht, dass es sich bei dem Ruf um einen Specht handelt. Warum aber bekommt der Specht keine Kopfschmerzen, wenn er mit einer so hohen Geschwindigkeit seinen Schnabel auf den Baum haut? Spechte haben sozusagen einen eingebauten Stoßdämpfer zwischen Schnabel und Schädel. Zusätzlich ist die Knochenhülle des Gehirns stärker als bei anderen Vögeln und schon ihr Schnabel so gebaut, dass er einiges an Kraft abfängt. Auch die Augen sind speziell geschützt. Um senkrecht am

Baum sitzen und laufen zu können, haben Spechte außerdem je zwei Krallen nach vorne und nach hinten gedreht sowie verstärkte Federkiele am Schwanz als Stütze. Sie sind also perfekt ausgestattet, um virtuose Trommler und einmalige Baumhöhlenbauer zu werden.

Wer auf welchen Lebensraum und welche Baumarten steht, ist bei den Spechtarten unterschiedlich, doch in einem sind sie sich alle einig: Totholz und alte Bäume muss es geben!

Denn Spechte bauen ihre Höhlen fast immer in schon geschädigte, kranke und schwache Bäume. Nur der Schwarzspecht ist mit seinem großen, kräftigen Schnabel in der Lage, auch in gesunde Bäume seine Wohnungen zu zimmern. Viele Spechte bauen zwei Höhlen pro Jahr und ziehen jedes Jahr in eine neue Wohnung. Die Nachmieter lassen meist nicht lange auf sich warten, auch in der Natur ist guter Wohnraum oft knapp und



Grünspecht, Foto: Jan Gläßer



Wasserfledermaus, Foto: Jan Gläßer



Sperlingskauz, Foto: Jan Gläßer

Interessanten gibt es viele. Vielleicht zieht im nächsten Frühling eine Kohlmeisenfamilie ein, im Winter schläft ein Siebenschläfer darin oder eine Fledermaus hängt kopfüber von der Höhlendecke. Auch Rauhfußkauz, Sperlingskauz, Eichhörnchen und Star schätzen den Baumeister Specht. Sogar Insekten wie Hummeln oder Hornissen bauen ihre kunstvollen Waben in die Höhlen und bevölkern die alte Spechthöhle so mit einem ganzen Staat. Große Vögel wie der Waldkauz oder die Hohltaube brauchen natürlich eine große Wohnung. Die baut vor allem der Schwarzspecht für sie. Doch auch aus vielen kleinen Spechtwohnungen in einem Stamm wird mit der Zeit eine große. Denn am Höhlenboden sammeln sich Nistmaterial, Kot und allerlei andere Überreste, so dass das Holz nach und nach zu faulen beginnt und von Pilzen besiedelt wird. Zusammen mit verschiedenen holzliebenden Käfern zersetzen diese das Holz und machen so mit der Zeit aus mehreren Etagenwohnungen eine riesige Altbauwohnung. Sind die außen liegenden Leitungsbahnen des Baumes für Wasser, Nährstoffe und Zucker kaum beschädigt, kann der Baum auch noch viele Jahre mit seinen Untermietern leben, denn die Höhlen liegen im „toten“ Kernholz. Ein solcher Baum ist ein enorm wertvoller Lebensraum und ein Hotspot für die Artenvielfalt.

Doch totes Holz und kränkliche Bäume sind noch aus einem ganz anderen Grund wichtig, denn sie sind alles andere als tot. Für einen Specht ist so ein Baum nicht nur eine Wohnung, er ist gleichzeitig auch seine Vorratskammer. Unter der Rinde leben Insektenlarven und Käfer, die er mit seinem spitzen Schnabel frei legt und liebend gerne verspeist. Der Wendehals und der Grünspecht haben allerdings eine andere Leibspeise: Sie haben sich auf Ameisen spezialisiert, die sie mit ihrer langen Zungen am Boden einsammeln.

Totholz ist also nicht tot, sondern, im Gegenteil, sehr lebendig. Wenn ein Baum im Wald stirbt und nicht von uns zur Herstellung von Stühlen, Feuerholz oder Dachbalken verwendet wird,

bekommt er ein zweites Leben – als Lebensraum und Nahrungsquelle für viele Tiere. Jede vierte Tierart im Wald braucht abgestorbene Bäume zum Leben. Viele Käferarten ernähren sich als Larven oder als erwachsene Tiere von Totholz, diese werden wiederum von zahlreichen Vogelarten gefressen. Das Nahrungsnetz des Waldes ist auf Totholz angewiesen. Stirbt eine alte, mächtige Buche und fällt zu Boden, erreicht plötzlich viel mehr Licht den Boden. In diesen Lichtinseln sucht der Kuckuck seine Wirtsnester besonders gerne, der Mäusebussard jagt hier häufiger nach kleinen Säugetieren, Ringelnatter oder Waldeidechse wärmen sich in der Morgensonne auf dem Baumstumpf.



Waldeidechse, Foto: Jan Gläßer

Junge Bäumchen werden plötzlich von viel mehr Sonnenstrahlen gekitzelt und wachsen dem Licht nach oben entgegen, auf dem Boden breiten sich Waldblumen aus. Es dauert nicht lange, dann schließt sich das Kronendach wieder, doch bis der riesige tote Baum verrottet ist, werden Jahrzehnte vergehen. Ein ungestörter Wald ist ein geschlossenes Kreislaufsystem. Wenn der Baum von Pilzen, Insekten und Mikroorganismen zersetzt wird, gelangen die Nährstoffe wieder zurück in den Boden.

In unseren Wirtschaftswäldern gibt es heute sehr wenig Totholz. Holz ist ein fantastischer Rohstoff und wir nutzen ihn gerne und viel. Doch wir nehmen dem Wald damit auch ein wichtiges Lebensraumelement, auf das viele Tiere und Pilze angewiesen sind. Mittlerweile wird wieder vermehrt auch Totholz im Wald belassen. Aber es ist ein Balanceakt zwischen dem, was wir nutzen wollen und dem, was ein naturnaher, artenreicher Wald benötigt. Aber nicht nur die Menge an Totholz ist entscheidend. Da viele Arten stark spezialisiert sind, ist vor allem eine Diversität an Totholz wichtig: Es muss schattig-feuchtes und warmes, sonniges Totholz geben, von verschiedenen Baumarten und in unterschiedlichen Durchmessern. So kann jede Tierart das finden, was sie braucht. Und Bäume, in die der Specht seine Wohnung gebaut hat, dürfen sowieso nur in seltenen Ausnahmen gefällt werden. Sie sind als sogenannte „Habitatbäume“ zu erhalten und geben damit Generationen von Spechten, Siebenschläfern oder Kohlmeisen ein Zuhause.

Karolin Prött

Foto: Karolin Prött



# Mehr Natur in Dorf und Stadt

## Projektauftakt mit einer Konfirmandenstunde der etwas anderen Art



Foto: Matthias Scheffler

Wussten Sie, dass Fledermäuse und Schleiereulen zum Beispiel besser nicht im selben Gebäude Unterschlupf finden sollten? Die Fledermäuse werden oftmals zur Beute der Eulen und das zwingt die Fledermäuse dann zur Aufgabe ihres Quartiers.

Seit Anfang 2020 läuft das Projekt „Mehr Natur in Dorf und Stadt“, das über ELER durch das Staatsministerium für Energie, Klima, Umwelt und Landwirtschaft (SMEKUL) des Freistaates Sachsen sowie LEADER gefördert wird, wofür wir uns recht herzlich bedanken möchten. Es ist dem Landschaftspflegeverband ein wichtiges Anliegen, die Bedeutung der biologischen Vielfalt im unmittelbaren Umfeld, also direkt vor unserer Haustür, aufzuzeigen. In der Hoffnung, mit diesem Projekt das Bewusstsein, die Akzeptanz und die Bereitschaft für den Schutz und Erhalt unserer Flora und Fauna bei Groß und Klein etwas zu verbessern. Vor allem soll durch öffentlichkeitswirksame Aktionen gezeigt werden, wie einfach es oftmals ist, unseren wilden Nachbarn zu helfen. Aufgrund der aktuellen Situation war es uns leider nicht möglich, alle Veranstaltungen wie geplant durchzuführen – trotzdem bot sich uns vergangenen Oktober ein kleiner Lichtblick. Wir waren zu Besuch in Bockau, genauer gesagt zu Gast bei der Konfirmandenstunde von Pfarrer Lippky. Gemeinsam mit den Jugendlichen konnten wir uns zu dem Thema: „Lebensraum Friedhof und Kirchturm“ austauschen. Diese Lebensraummöglichkeiten bieten vor allem für die Fledermaus einen wichtigen Rückzugsort, aber auch Dohle, Turmfalke und Schleiereule finden gerade in alten Kirchtürmen eine geeignete Kinderstube, wenn man sie denn lässt. Leider ist das in vielen Kirchen nicht mehr der Fall. In Bockau schon. Im Kirchturm in Bockau kann man zum Beispiel den Turmfalken (*Falco tinnunculus*) noch ein- und ausfliegen sehen. Er bevorzugt hochgelegene Brutplätze, worauf der Name bereits hinweist. Als ursprünglicher Bewohner von Felsspalten fühlt sich der Turmfalke auch in unseren Städten und Dörfern auf Masten, Kirchtürmen und in Scheunen durchaus wohl. Leider fehlt es zunehmend an natürlichen Bruthöhlen wie hohen, alten Bäumen oder entlegenen Felsspalten. Trotzdem trifft man den Turmfalken auch in der Feldflur an, sofern das Nahrungsangebot stimmt. Heutzutage hat er es aber auch in unseren Dörfern

und Städten recht schwer, viele Gebäude werden renoviert und dabei werden die so wichtigen Öffnungen und Nischen verschlossen und auch dieser Lebensraum gerät in Gefahr. Der



Turmfalke, Foto: Jan Gläßer

Turmfalke ist ein guter Jäger und sollte in jedem Kirchturm ein willkommener Gast sein, Mäuse stehen immerhin ganz oben auf seinem Speiseplan. Mit Hilfe geeigneter Nistkästen kann man dem Turmfalken unter die Arme greifen und so einen passenden Platz zum Nisten anbieten, dieser wird mit Sicherheit bald dankend angenommen.

Die Fledermaus als unser Hauptakteur braucht im Laufe des Jahres verschiedene Unterkünfte. Ein frostsicheres Quartier über den Winter und eine geeignete Wochenstube für die Aufzucht der Jungtiere im Frühjahr sind notwendig. Natürlich hat jede Art ihre besonderen Gewohnheiten, hierzu ist bereits ein Artikel in unserer letzten Ausgabe mit dem Titel: „Mikrokosmos ‚Alter Baum‘“ erschienen. Auf dem Friedhof in Bockau mit seinem wunderbaren Gehölzbestand gibt es viele großgewachsene, alte Bäume, welche einen Fledermauskasten gern beherbergen. Die Konfirmanden waren uns dabei behilflich, die mitgebrachten Fledermauskästen witterungsfest zu gestalten. Hierzu mussten die Dächer mit Dachpappe ummantelt werden. Leider machte das Werkzeug uns einen Strich durch die Rechnung und wir mussten diese Aktion vertagen. Nichtsdestotrotz konnten wir auf dem Friedhofsgelände einige in die Jahre gekommene Meisen- und Starennistkästen gemeinsam mit den Jugendlichen und Herrn Weck, dem Friedhofmeister von Bockau, austauschen. Der Friedhof in Bockau bietet für zahlreiche Tiere und Pflanzen einen schönen und weitgehend ungestörten Lebensraum, hier kann der Igel noch in Ruhe im Laubhaufen überwintern und der Turmfalke noch lautlos seine Mäuse jagen.

Constanze Schwabe



Foto: Matthias Scheffler



# Veranstaltungsreihe zur biologischen Vielfalt

## „Die Welt der Pilze“ - Unterwegs mit dem Pilz- experten Frank Demmler



Foto: Matthias Scheffler

Wussten Sie, dass der Pilz des Jahres 2021 der Grünling (*Tricholoma equestre*) ist? Dieser Pilz galt früher als schmackhafter Speisepilz und wurde auf Märkten gehandelt, heute gilt er allerdings als Giftpilz. Man findet den Grünling in sandigen Kiefernwäldern von August bis November. Der Grünling zählt laut



DGfM-Pressefoto-2000px-Pilz-des-Jahres-2021-Gruenling-Rainer-Wald

Bundesartenschutzverordnung (BArtSchV) zu den besonders geschützten Arten und demnach ist es in Deutschland verboten, diesen Pilz zu entnehmen bzw. seine Standorte zu beschädigen.

Zusammen mit der Naturherberge in

Affalter konnten wir im Rahmen unserer Veranstaltungsreihe zur biologischen Vielfalt, die über ELER durch das Staatsministerium für Energie, Klima, Umwelt und Landwirtschaft (SMEKUL) des Freistaates Sachsen sowie LEADER gefördert wird, im vergangenen Oktober eine kleine Pilzwanderung anbieten. Als Gastreferent und Experte besuchte uns Frank Demmler aus Lauter. Mit einer Gruppe von circa 25 Gästen erkundeten wir den umliegenden Wald. Zahlreiche Fragen und Funde wurden an Herrn Demmler weitergereicht. Dieser wusste stets eine Antwort und verblüffte uns mit vielen Anekdoten aus seiner mittlerweile 40-jährigen Zeit als Pilzsachverständiger. Zudem hat er uns mit einer beeindruckenden Frischpilzausstellung überrascht, hier war für wirklich jeden etwas Spannendes dabei. Er selbst hat etwa 400 Arten im Kopf und bringt laut eigener Aussage immer eine Pilzmahlzeit mit nach Hause, wenn er durch die erzgebirgischen Wälder schlendert.

Ein Pilz, was ist das eigentlich? Pilze sind Lebewesen und bestehen aus einzelnen Zellen mit Zellkern, der bekannteste Vertreter ist hier die Hefe. Pilze bilden ein eigenes Reich neben dem uns bekannten Tier- und Pflanzenreich in der Biologie. Was

wir häufig als Pilz bezeichnen ist aber nur ein kleiner Teil dieses gesamten Lebewesens. Der Fruchtkörper wird in Form eines z.B. Steinpilzes oder Fliegenpilzes für uns sichtbar, der verborgene und deutlich umfangreichere Teil liegt unterirdisch



Foto: Matthias Scheffler

im Boden oder im Holz. Der Fruchtkörper wird von uns gern gesammelt und zu einer bekömmlichen Mahlzeit verarbeitet, auch viele Säugetiere, Insekten und Schnecken nutzen diese als Nahrungsquelle. Der Pilzkörper besteht aus einem Netzwerk von Hyphen, die zusammen ein feines Geflecht bilden - das sogenannte Myzel. Unterirdisch kann dieses Myzel unter anderem mit Baumwurzeln in Verbindung stehen. Diese Symbiose im Wurzelbereich, besser gesagt im Feinwurzelbereich der Pflanzen, ist eine von drei Ernährungsgruppen der Pilze. Eine solche Mykorrhiza bringt Pilzen und Pflanzen gegenseitige Vorteile: So versorgt die Pflanze die Mykorrhiza mit beispielsweise Zuckerstoffen und der Pilz kann wiederum z.B. für die Pflanze wichtige Phosphate zur Verfügung stellen, welche die Pflanze selbst nur sehr schwer aus dem Boden lösen kann. Andere Pilze ernähren sich von der Zersetzung von Pflanzenmaterial oder z.B. tierischen Kadavern, diese werden zu den „Saprophyten“ gezählt. Hier steht die Verwertung von totem organischem Material im Vordergrund, zu dieser Gruppe gehören ungefähr 50% aller Pilzarten. Die dritte Gruppe ist der Parasitismus. In diesem Falle schmarotzen die Pilze auf anderen Lebewesen, ohne dafür eine Gegenleistung zu erbringen. Pilze schmarotzen an Pflanzen, andere Pilze aber auch an Insekten. Nichtsdestotrotz sind Pilzmyzelien ein wertvoller Bestandteil der Biomasse in unseren Böden. So ist es möglich, in einem Kilogramm landwirtschaftlich genutzter Fläche Pilzmyzelien mit einer Gesamtlänge von ca. 300 m zu finden.

Pilze beeinflussen unser Leben auf vielfältige Weise und umgeben uns nahezu alltäglich. Schimmelpilze, Pilzsporen in der Luft, im Laub, überall kommen wir mit diesen Lebewesen in Kontakt. Nicht alle Arten sind für uns von Nutzen und manche können sogar schwere Krankheiten auslösen, doch ohne ihre Hilfe würden uns Lebensmittel wie Wein, Bier und Käse entgehen. Auch dienen Pilze zur Säuberung unserer Wälder, indem sie organisches Material zersetzen. Alexander Fleming entdeckte 1928 zufällig durch die Verunreinigung einer seiner Bakterienkulturen mit einem Schimmelpilz, dem Pinselschimmel (*Penicillium notatum*), dass dieser die Bakterien zerstört. Fleming gelang es, diese bakterientötende Substanz aus den Pilzen zu extrahieren, sie ist seither bekannt als Penicillin.

Über Pilze gäbe es noch eine Menge zu erzählen, aber nichtsdestotrotz: Sollten Sie wieder einmal unterwegs sein und ihren vollen Pilzkorb nach Hause tragen, denken Sie daran, wirklich nur das in den Korb zu legen, was Sie wirklich sicher kennen. Ansonsten wenden Sie sich vertrauensvoll an einen Pilzberater in Ihrer Nähe, die Ihnen sicher gern weiterhelfen. Informationen und Kontaktdaten finden Sie unter: <http://pilzberater-suedwestsachsen.weebly.com/>

Constanze Schwabe

# Wildtiere im Portrait


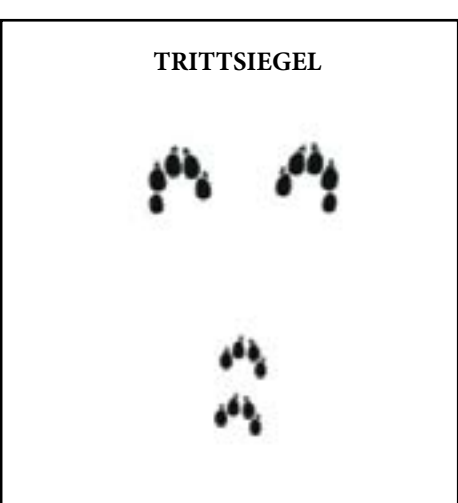
Lepus europaeus	Feldhase	bis zu 12 Jahre und 4-5 kg
<p><b>MEISTER LAMPE</b></p> <p>nur Lampe oder auch Lamprecht ist der Name des Hasen in der Fabelwelt. Dem Hasen werden menschliche Charaktereigenschaften wie ängstlich und vorsichtig, aber auch übermütig und vorlaut zugeschrieben.</p> <p>In der Sprache der Jäger wird nicht der Hase, sondern ein Teil seines Fells als Lampe bezeichnet, nämlich die helle oder weiße Unterseite des Schwanzes.</p>		<p><b>TRITTSIEGEL</b></p> 

Foto: Jan Gläßer

Quelle: Deutsche Wildtier Stiftung

Feldhasen sind in Deutschland als nicht bedroht eingestuft, jedoch ist ihre Population stark zurückgegangen. Es gibt in Deutschland circa 2.000.000 Individuen. Meister Lampe ist ein sehr anpassungsfähiger Kandidat –hoffen wir, dass er nicht noch deutlicher an Boden verliert. Er wäre nicht die erste Art, die wir verlieren. Die trockenen Frühjahr 2018-2020 kamen dem Feldhasen allerdings entgegen, sodass ein leichter Aufwärtstrend zu erkennen war. Die Agrarlandschaft macht es dem Langlöffel teilweise sehr schwer, die ersten Junghasen kommen im März auf die Welt und zu dieser Zeit hat auch oftmals die Bearbeitung von Grünland ihren Auftakt.

Feldhasen sind überwiegend dämmerungs- und nachtaktiv, die Dunkelheit verleiht Ihnen eine gewisse Sicherheit. Durch den Verzicht auf die Mahd in der Dämmerung kann den Hasen schon enorm geholfen werden. Des Weiteren finden Feldhasen nur noch selten geeignete Verstecke. Hier ist das Belassen von Altgrasstreifen eine gute Option. Die Junghasen können sich im hohen Gras besser vor Feinden schützen und demzufolge erhöht sich auch ihre Überlebenschancen. Bei der Wahl des Partners entscheidet die Häsin. In abenteuerlichen Boxkämpfen muss sich der männliche Hase unter Beweis stellen. Bis zu 3-mal jährlich können 2 – 4 Jungtiere gesetzt werden. Die Junghasen im späteren Verlauf des Jahres (Mai/Juni) haben die größten Überlebenschancen auch in Bezug auf Raubwild.

Als reiner Pflanzenfresser benötigt ein ausgewachsener Feldhase bis zu 1,4 kg Nahrung am Tag. Auf seinem Speiseplan stehen hauptsächlich verschiedene Gräser und Kräuter, Feldfrüchte sowie verschiedene Knospen und Triebe. Feldhasen sind zudem sehr standortstreu und behalten ihr Revier meist ein Leben lang. Bei seiner sogenannten Sasse ist der Feldhase sehr wählerisch. Er sucht sich stets einen Ort, an dem er sein Umfeld weiträumig überblicken kann und drückt sich bei Gefahr tief in diese hinein, erst im letzten Moment versucht er seinem Angreifer mit Haken schlagen zu entkommen.



Vulpus vulpus	Rotfuchs	bis zu 15 Jahre und 6 kg
<p><b>REINEKE</b></p> <p>Reineke oder Rotrock sind seine Spitznamen. Seine List und Schläue eilt ihm voraus wie keinem anderen Tier. Mit einer gewissen Raffinesse geht Reineke den Menschen aus dem Weg, lebt aber doch gern in Dorf und Stadt mit ihnen zusammen. Er ist ein ausgesprochener Anpassungskünstler und findet sich selbst in Großstädten, fernab von seiner Heimat gut zurecht.</p>		<p><b>TRITTSIEGEL</b></p> 

Foto: JanGläßer

Quelle: Deutsche Wildtier Stiftung

Der Rotfuchs tritt in Asien und Nordamerika genauso auf wie in Europa. Seine Fellfarbe variiert je nach Jahreszeit, sie reicht von dunkelbraun, leuchtend rot bis hin zu einem sandfarbenen Ton. Seine Ohren sind an der Rückseite schwarz gefärbt, auch sind seine Beine rückseitig mit einer schwarzen Färbung versehen. Mit seinen perfekt an die Dämmerung angepassten Augen und seinem guten Gehör ist der Fuchs ein leiser und meist unentdeckter Zeitgenosse. Er schleicht also meist unbeobachtet durch Gärten, kreuzt Straßen und findet mit seiner guten Nase immer etwas Fressbares.

Bekannter Weise bewohnt der Fuchs einen Bau, doch diesen gräbt er nicht immer selbst. Oftmals nutzt er bereits vorhandene Bauten. Diese stammen dann in der Regel vom Dachs oder auch Kaninchen. Bietet der Bau genug Platz, so ist es auch möglich, dass Fuchs und Dachs oder sogar Fuchs und Kaninchen sich diese Behausung teilen. Füchse nutzen den Bau vor allem in der Paarungszeit und in der Zeit der Jungtieraufzucht. Die sogenannte Ranzzeit (Paarungszeit) findet beim Fuchs im Januar und Februar statt. Die Jungtiere werden im März bis April geboren. In den Sommer- und Herbstmonaten döst der Fuchs auch gern unter der ein oder anderen Hecke.

Füchse leben sowohl als Einzelgänger oder aber auch als Paar. Im städtischen Raum kommt es sogar teilweise zu Familiengruppen, diese bestehen dann in der Regel aus dem Elternpaar, den Welpen des vergangenen Jahres und denen des aktuellen Jahres. Als Allesfresser sind die Füchse heutzutage fast besser in der Stadt aufgehoben als in unserer auf- und ausgeräumten Kulturlandschaft.



<b>Meles meles</b>	<b>Dachs</b>	<b>bis zu 15 Jahre und 7-17 kg</b>
<p><b>GRIMBART</b></p> <p><b>Der Dachs wird in Fabeln als nachdenklich und ruhig beschrieben. Er gilt als scheuer Bewohner unserer Wälder. Er ist der größte Marder in Europa. Zu erkennen ist er an seiner auffälligen Maske, sein weißes Gesicht ist mit zwei schwarzen Streifen von der Nase bis zu den Ohren gezeichnet.</b></p>		<p><b>TRITTSIEGEL</b></p> 

Foto: Jan Gläßer

Quelle: Deutsche Wildtier Stiftung

Der Dachs ist ein ausdauernder Wühler, er gräbt seinen Bau in bis zu 5 Metern Tiefe. Im Laufe der Zeit wird diese Wohnhöhle immer mehr erweitert. Die Bauten werden meist über Jahrzehnte hinweg bewohnt, zuweilen auch mit dem Fuchs als Untermieter. Dachse leben in Rudeln, hierzu gehören die Elterntiere sowie der jährliche Nachwuchs und der des vorangegangenen Jahres. Die Jungtiere verlassen die Familie erst im Laufe ihres zweiten Lebensjahres. Die 1-bis-2-jährigen Weibchen ranzen im Juli/August, wohingegen ältere Weibchen im März/April kurz nach der Geburt der Jungtiere wieder zur Paarung bereit sind. Weibliche Dachse haben zudem eine sogenannte Eiruhe. Dies bedeutet, dass die embryonale Entwicklung bewusst verzögert wird und sich die Eizellen erst zu Beginn des kommenden Winters weiterentwickeln.

Ihre Nahrung finden diese Spezialisten meist im oder am Boden, dieser wird nach Larven, Käfern, Regenwürmern etc. durchsucht. Auch Maiskolben werden nicht verschmäht oder beim Weg über die nächstgelegene Streuobstwiese findet sich derweilen auch immer ein Leckerbissen. Natürlich fallen dem Dachs auch Mäuse, Gelege von Reptilien oder auch Wiesenbrütern zum Opfer. Der Dachs gilt allgemein als Allesfresser.

Der Straßenverkehr stellt die größte Bedrohung für unseren heimischen Dachs dar. Kollisionen im Straßenverkehr enden für den Dachs fast immer tödlich. Straßen führen nicht weniger oft zur Isolation von einzelnen Populationen. Ebenso schädlich sind die Intensivierung der Landwirtschaft und hier vor allem der Rückgang von wichtigen Strukturelementen wie Hecken oder ähnlichen Gehölzen. Der Dachs ist, wie so viele unserer Wildtiere, auf einen naturnahen Lebensraum angewiesen und tut sich in unserer Kulturlandschaft immer schwerer.

Constanze Schwabe

Persona non grata? Foto: Jan Gläßer

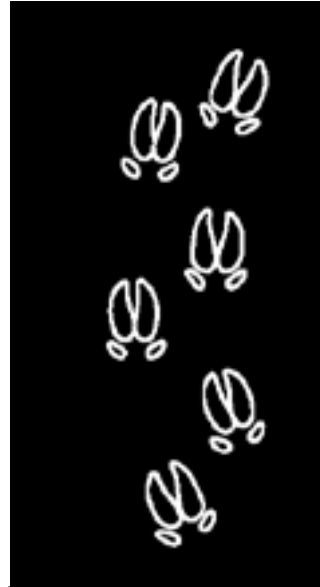


# Wer war hier unterwegs?

Tritt, Abdruck oder Spur sind häufig gehörte Begriffe für zu findende Abdrücke im Schnee oder Erdreich. Genaugenommen werden diese aber in Fährte, Spur oder Geläufe unterschieden. Eine **Fährte** hinterlässt beispielweise das Schalenwild, hierzu zählt unter anderem das Reh- oder Schwarzwild. Eine **Spur** zieht der Fuchs, welcher beim Raubwild einzuordnen ist. **Geläufe** werden wiederum durch Federwild hervorgerufen, z.B. von der Stockente oder dem Graureiher.



1.) \_\_\_\_\_



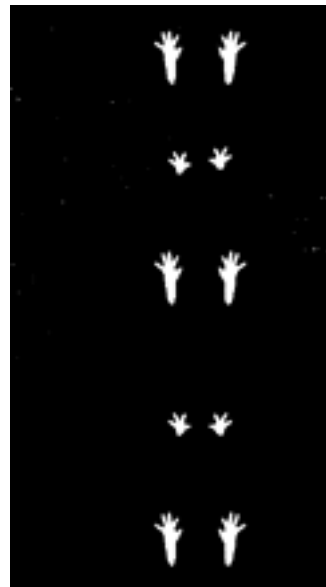
2.) \_\_\_\_\_



3.) \_\_\_\_\_



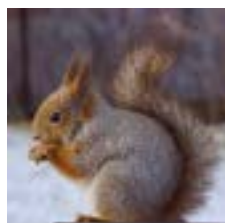
4.) \_\_\_\_\_



5.) \_\_\_\_\_



6.) \_\_\_\_\_



LÖSUNG: 1.)Rehwild 2.)Wildschwein 3.)Eichhörnchen 4.)Steinmarder 5.)Waldmäher 6.)Amsel